Nur wer richtig sucht, findet auch!

Digitale Texte haben den grossen Vorteil, dass man sie mit einer Suchfunktion durchsuchen kann. So muss man lange Texte nicht komplett durchlesen um eine Information zu finden, sondern kann gezielt danach suchen.

Dieses Dokument besteht aus Zeitschrift-Artikeln und Witzen und ist ziemlich lang. Versuchen Sie, die untenstehenden Fragen mit Hilfe der Suchfunktion von Word zu beantworten und überlegen Sie dabei jeweils, mit welchen Stichworten Sie am besten nach etwas suchen könnten.

# Fragen

1. Sie suchen Mäuse im Text:
   1. Suchen Sie mit dem Wort "Maus". Finden Sie Wörter, die Sie gar nicht gesucht haben? Weshalb?
   2. Suchen Sie mit dem Wort "Mäuse". Warum finden Sie andere Wörter als mit "Maus"?
2. Sie suchen nach dem Weissen Haus – wirklich das Weisse Haus und nicht nur die US-amerikanische Regierung?
   1. Wie oft kommt "Haus" vor?
   2. Wie oft kommt "Weiss" vor?
   3. Wie oft kommt "Weisse vor?
   4. Wie oft kommt "Weisse Haus" vor?
   5. Wie oft kommt "Weissen Haus" vor?
   6. Mit welchem Begriff oder Begriffen würden Sie das nächste Mal suchen?
3. Weshalb kann Christian Casanova Pantoffeln tragen, wenn er sein Mineralwasser besorgt?
4. Um welches giftige Metall geht es hauptsächlich bei der Bodensanierung in einem der Artikel?
5. Wie viele Haustiere werden nach Schätzungen von Tierschützern pro Jahr in der Schweiz ausgesetzt?
6. Haben Grossmütter und Grossväter automatisch ein Recht darauf, ihr Grosskind zu sehen?
7. Auf welches Konto darf man grundsätzlich nicht zu viel einzahlen?
8. Wer hörte schnell auf Wissenschaftler - und worum ging es überhaupt?
9. Müssen Sie Ihre juristische Vertretung bezahlen, wenn Sie in einer Gerichtsverhandlung unterliegen?

# Artikel und Witze

## Mit Knastbrüdern, Metzgern und feinen Damen durch Basel

barfi.ch vom 18.07.2018

Auf einen Spaziergang der besonderen Art durch Basel haben sich heute Abend ab 18 Uhr rund 35 Besucherinnen und Besucher begeben.

Das Basler Schauspielduo David Bröckelmann und Salomé Jantz führten die Besucherinnen und Besucher vom Leonhardskirchplatz zum Spalentor. Unterwegs spielten sie an verschiedenen Orten kurze Szenen, um den Spaziergängern Geschichten aus dem alten Basel vorzuspielen. Als Roter Faden führte die Geschichte zweier Gefängnisflüchtlinge, die auf der Suche nach einem Unterschlupf sind, durch den Rundgang. Ob sie diesen gefunden haben? Das müssen Sie wohl selbst herausfinden. Der szenische Rundgang ist nicht nur witzig und unterhaltsam, sondern erzählt den Besuchern und Besucherinnen etwas über die Stadt Basel. Selbst eingefleischte Bebbi können hier noch neue Sachen über ihre Heimat lernen.

Seit 2006 bietet Basel Tourismus diese sehr beliebten szenischen Rundgänge an. Das Angebot wurde damals im Rahmen des 650. Jubiläums des Basler Erdbebens ins Leben gerufen. Die beiden Schauspieler, Salomé Jantz und David Bröckelmann, sind seit Beginn dabei. Inzwischen spielen sechs Schauspielerinnen und Schauspieler regelmässig in verschiedenen szenischen Stadtführungen.

Das heutige Stück «Knastbrüder, Metzger und feine Damen» wird seit gut einem Jahr aufgeführt und war wieder einmal sehr gut besucht. «Viel mehr Leute können wir gar nicht mitnehmen. Wir hatten einmal 70 Personen, aber das wird dann auch für die Stimmbänder ein wenig anstrengend», so Bröckelmann gegenüber barfi.

Zu den beliebtesten Rundgängen gehört «Des Nachts in dunklen Gassen», wie Basel Tourismus gegenüber barfi.ch erklärt. Diese Rundgänge beginnen im Sommer jeweils um 21.15 Uhr und enden nach 22 Uhr bei Dunkelheit.

## «Der Taj Mahal ist ein Schandfleck Indiens»

[www.20minuten.ch](http://www.20minuten.ch) vom 31. Oktober 2017

Indische Hindu-Fanatiker wollen das Wahrzeichen ihres Landes aus den Geschichtsbüchern verdrängen – dessen islamischer Ursprung ist ihnen ein Dorn im Auge.

Seit vier Jahrhunderten gehört der Taj Mahal zu den grossen Meisterwerken der Architektur. Doch das beeindruckende Mausoleum am Ufer des Yamuna-Flusses in Agra steht derzeit im Mittelpunkt einer absurden Auseinandersetzung: Hindu-Fanatiker wollen es aus Indiens Geschichte tilgen lassen, weil das Monument im Auftrag eines islamischen Moguls erbaut wurde.

Wie der «Guardian» berichtet, erreichte der anhaltende Konflikt um den Taj Mahal vergangene Woche einen peinlichen Höhepunkt. Sangeet Som, ein Parlamentarier des Staates Uttar Pradesh, bezeichnete ihn als «Schandfleck» Indiens, der «von Verrätern erbaut» worden sei. Daraufhin sah sich Chefminister Yogi Adityanath am vergangenen Donnerstag gezwungen, das Monument — eines der sieben Weltwunder der Moderne — zu besuchen. Dabei stellte er offiziell fest, dass es sich um «ein einzigartiges Prachtstück» handle, das beschützt werden sollte.

Symbol der Sklaverei unter den Moguln

Seit Monaten kommt es immer wieder zu politischen Auseinandersetzungen zwischen Hindus und Angehörigen der muslimischen Minderheit. Für Hindu-Hardliner der Bharatiya Janata Party (BJP) von Indiens Premier Narendra Modi ist der Taj Mahal ein Symbol der Sklaverei, die unter den Moguln herrschte.

Grossmogul Shah Jahan liess das Grabmal zum Gedenken an seine verstorbene grosse Liebe Mumtaz Mahal erbauen. Die Bauarbeiten begannen im Jahr 1632, 20'000 Arbeiter und 1000 Elefanten waren während 16 Jahren im Einsatz. «Shah Jahan wollte Hindus ausmerzen, und aus diesem Grund gehört der Taj Mahal nicht in unsere Geschichtsbücher», sagte der Abgeordnete Sangeet Som.

Um die Kontroverse weiter zu befeuern, ziehen BJP-Mitglieder das umstrittene Werk des Historikers Purushottam Nagesh Oak aus dem Jahr 1989 heran: Der Inder behauptet unter anderem, dass die englische Sprache ein Dialekt des Sanskrit ist und dass Westminster Abbey im Zentrum von London eigentlich der Hindu-Gottheit Shiva gewidmet wurde. So sei auch der Taj Mahal in Wirklichkeit ein Shiva-Tempel, versichert Oak in seinem Buch «Taj Mahal: The True Story».

Tourismus leidet unter dem Konflikt

Obwohl die Geschichte des Taj Mahal bekannt ist und bisher nie infrage gestellt wurde, musste sich die indische Justiz in den letzten Jahren zweimal mit der Frage befassen, ob das Monument in Wahrheit nicht ein hinduistischer Tempel sei. Einem Bericht des «Independent» zufolge dokumentieren Gerichtsunterlagen zudem die Forderung einer Anwaltsgruppe: Sie will, dass es Hindus erlaubt werden soll, Gott Shiva im Taj Mahal zu verehren.

Laut den Klägern haben die Moguln während ihrer Herrschaft zahlreiche hinduistische Tempel zerstört oder sie in Moscheen verwandelt. Der Taj Mahal sei einer davon. Vor Gericht gaben Archäologen schliesslich Ende August an, dass der Taj Mahal eine muslimische Grabanlage sei.

Der Besuch von Chefminister Yogi Adityanath sollte etwas Ruhe in den Konflikt bringen, doch schon am Freitag rief der Hindu-Nationalist Rashtriya Swayamsevak Sangh auf, Muslimen den Eintritt zum Taj Mahal zu verbieten. Vishal Sharma, Tourismus-Sekretär in Agra, beobachtet die Entwicklungen mit Kopfschütteln: «Jedes Mal, wenn es Unruhen gibt, hat das böse Auswirkungen auf den Tourismus», sagt er.

(kle)

## Basler Herbstmesse – 24. Oktober bis 8. November 2020

Die Basler Herbstmesse ist die grösste und älteste Vergnügungsmesse der Schweiz. Mit ihrer bald 550-jährigen Tradition gehört sie zum lebendigen Kulturgut der Stadt. Als traditionelle Innenstadtmesse strahlt sie weit in die Dreilandregion aus und lockt jeweils rund eine Million Menschen aus dem In- und Ausland nach Basel.   
  
Sie wird am Samstag, den 24. Oktober 2020 um Punkt 12 Uhr mit der Messeglocke der Kirche zu Sankt Martin eingeläutet und endet am Sonntag, den 8. November 2020. Der grosse Krämer- und Erlebnismarkt auf dem Petersplatz dauert jeweils zwei Tage länger, also bis Dienstag, den 10. November 2020.

Mobile App: Auf der Herbstmesse-App finden Sie alle Informationen über die Messeplätze und Schausteller der Basler Herbstmesse. Laden Sie sich die App gratis herunter und überzeugen Sie sich selbst davon!

## Hochprozentig

Warum trinken Mäuse keinen Schnaps?

Sie haben Angst vor dem Kater!

## Trauergesellschaft

Ein Hotelgast beschwert sich an der Rezeption: Bei mir im Zimmer ist eine tote Kakerlake.

Die Rezeptionistin beschwichtigt: Aber mein Herr, mit einer einzigen Kakerlake im Zimmer, und einer toten dazu, können sie sicher noch schlafen.

Entgegnet ihr der Gast: Mit der einer durchaus, aber nicht mit den Hunderten an ihrem Leichenschmaus!

## Himmlischer Nager

Die Mäusefamilie ist beim Essen, als plötzlich einige Fledermäuse vorbeifliegen. Da sagt das Mäusekind ganz aufgeregt zu seinen Mäuseeltern: Schaut mal schnell, da fliegen Mäuseengel!

## Wurde die ukrainische Maschine versehentlich von einer iranischen Rakete getroffen?

Aus der Mittellandzeitung, 10.01.2020

Nach einer kurzen Phase der Deeskalation nahm die Nervosität in der Iran-Krise gestern wieder zu.

Laut US-Medienberichten vermuten amerikanische Geheimdienste, das in der Nähe von Teheran abgestürzte ukrainische Flugzeug sei von einer iranischen Rakete getroffen worden.

US-Präsident Donald Trump unterliess es jedoch, Öl ins Feuer zu giessen und die iranische Führung direkt verantwortlich zu machen.

Der Flieger war am Mittwoch abgestürzt, sämtliche über 170 Menschen an Bord starben.

Der Präsident nannte den Absturz der Boeing-Maschine "tragisch" und sagte:

"Jemand auf der anderen Seite hat vielleicht einen Fehler gemacht." Diese Einschätzung scheint auf Erkenntnissen der amerikanischen Geheimdienste zu beruhen, wonach die Passagiermaschine "versehentlich" durch Lenkwaffen abgeschossen worden sei, die Teil der iranischen Luftabwehr waren.

Dies meldeten am Donnerstag mehrere amerikanische Medien, mit Berufung auf einen anonymen Regierungsmitarbeiter.

Iranische Quellen wiesen diese Darstellung in ersten Stellungnahmen zurück.

Parlamentarier wollen Einblick in Akte Soleimani.

Derweil bleibt die Tötung des iranischen Generals Qassem Soleimani auf Befehl von Trump das dominierende Thema in den USA.

Die Regierung wies gestern den Vorwurf zurück, sie verwehre Parlamentariern Einblick in den Entscheidungsprozess, der vor einer Woche zur Exekution des Generals geführt hatte.

In einer Reihe von Fernsehinterviews sagte Vizepräsident Mike Pence, eine komplette Offenlegung des Beweismaterials, das die Geheimdienste gegen Soleimani gesammelt hätten, würde die Arbeit der Spione gefährden.

Er betonte auf dem Sender NBC aber einmal mehr, dass Soleimani im Begriff war, eine "unmittelbar bevorstehende" Attacke auszuführen.

Solche Versicherungen gerieten zahlreichen demokratischen und republikanischen Politikern in den falschen Hals.

So beklagte sich Senator Mike Lee ­– der sich am staatskritischen Flügel der Republikanischen Partei verortet – über die Informationspolitik des Weissen Hauses.

Er sei während einer Anhörung hinter verschlossenen Türen, an der unter anderen CIA-Direktorin Gina Haspel Einblick in die Untersuchungen der Geheimdienste hätte geben sollen, behandelt worden wie ein Schulbub, sagte Lee mit hochrotem Kopf.

Besonders empört zeigte sich Lee über die Aufforderung von Verteidigungsminister Mark Esper, von einer öffentlichen Debatte über die Befugnisse Präsident Donald Trumps abzusehen, weil sich der Iran von dieser Diskussion ermutigt zeigen könnte.

Dies komme einer Beleidigung gleich, sagte Lee.

Ähnlich äusserte sich Bob Menendez, der ranghöchste Demokrat im aussenpolitischen Ausschuss des Senats.

Er sagte, dass er während der Lagebesprechung den Eindruck gewonnen habe, die Vertreter der Regierung Trump bögen sich die Arbeit der Geheimdienste zurecht, um das Vorgehen des Präsidenten zu verteidigen.

Dieses Vorgehen, sagte Menendez, erinnere ihn an die Taktik der Regierung von Präsident George W. Bush im Jahr 2003, Gründe für einen Einmarsch im Irak zu finden.

Trump bezeichnet General als "totales Monster" Präsident Trump betonte derweil im Weissen Haus, dass die überwiegende Mehrheit seiner Parteifreunde im Senat und Repräsentantenhaus sein Vorgehen unterstützte.

Soleimani sei ein "totales Monster" gewesen, der für die Attacke auf die amerikanische Botschaft in Bagdad kurz nach Jahreswechsel verantwortlich gezeichnet hatte.

Auch sagte Trump, er sei nicht auf die Zustimmung des nationalen Parlaments angewiesen, sollte er weitere Militärschläge gegen den Iran anordnen.

Das Repräsentantenhaus verabschiedete am Donnerstag mit den Stimmen der demokratischen Mehrheit eine Resolution, die Trump dazu aufforderte, von weiteren "Kampfhandlungen" gegen den Iran abzusehen.

Der US-Präsident kündigte zudem an, dass er "soeben" weitere Wirtschaftssanktionen gegen das Regime in Teheran genehmigt habe – vorerst allerdings wollte das Finanz-ministerium keine Details bekanntgeben.

## Ungleichgewicht

Zwei Mäuse fordern einen Elefanten zum Kampf auf. Diese entgegnet: Zwei gegen einen ist doch unfair.

## Doch nicht alles grösser!

Was ist bei einem Kamel kleiner als bei einer Maus?

Das M.

## Süsses

Welches Haustier schmeckt ganz süss?

Maus au chocolat.

## Ein horrend teurer Toner

Telefonverkauf.

Die Tonerpatronen seien "wahnsinnig gut", das Angebot "unschlagbar", schwärmte der Verkäufer von Tonerpark.ch am Telefon. Franziska Hofstetter liess sich überzeugen, nachdem ihr der Verkäufer versichert hatte, es handle sich um Originalware.

«125 Franken für eine Druckpatrone.»

Hofstetter orderte drei Farbpatronen für ihren HP-Drucker. Stückpreis: 125 Franken. Doch als sie das Paket öffnete, sah sie sofort, dass es sich nicht um Originalware handelte. Wenige Tage darauf folgte dann die zweite Überraschung. Tonerpark.ch rief erneut an. Der Anrufer stellte sich als Lehrling vor und entschuldigte sich wortreich, dass er vergessen habe, die zwei schwarzen Patronen zu versenden. Er sei vom Chef arg zusammengestaucht worden.

Der Hinweis von Hofstetter, sie habe gar keine solchen Patronen bestellt, beeindruckte den "Lehrling" nicht im Geringsten. Ein paar Tage später lagen die schwarzen Patronen im Briefkasten: Stückpreis dieses Mal: Fr. 229.90. Franziska Hofstetter hatte inzwischen entdeckt, dass andere Shops viel günstiger anbieten. Beim Originalhersteller kosten die Farbpatronen 69 Franken, 56 Franken weniger als bei Tonerpark.ch. Farbtonerpatronen ohne Marke gibt es sogar für Fr. 35.75. Die schwarzen Patronen verkauft der HP-Shop für 67 Franken. Preis vorteil des Originalherstellers: Fr. 162.90.

Was sagt Tonerpark.ch zu ihrem "unschlagbaren" Angebot? Gar nichts. Er nehme dazu nicht Stellung, so Marco Reisinger, Mitarbeiter von Tonerpark.ch. Franziska Hofstetter wollte sich nicht veräppeln lassen. "Der Gipfel war noch, dass Tonerpark.ch für die Bestellung von 375 Franken Versandkosten von Fr. 21.50 berechnete", sagt Hofstetter. Sie schickte alle Patronen zurück. Prompt erhielt sie eine Mahnung. Nach Anfrage des Beobachters meldete sich Reisinger per Mail bei ihr. Sie hätten die Ware erhalten, alle Rechnungen würden storniert.

243% teurer ist die Patrone als beim Originalhersteller.

## Mehr Licht in die Dunkelkammern der Museen

Kunsthandel.

Mit der Aufnahme der Sammlung Bührle riskiert das Kunsthaus Zürich einen Imageschaden: Die Herkunft mancher der 160 Werke von Degas bis Manet könnte problematisch sein.

TEXT: THOMAS BUOMBERGER.

Vor wenigen Wochen haben die Arbeiten für den Erweiterungsbau des Kunsthauses Zürich begonnen, der 2020 abgeschlossen sein wird und Zürich in die Topliga der Kunstmuseen befördern soll. Aufgewertet wird das Kunsthaus nicht nur durch den Neubau des britischen Stararchitekten David Chipperfield, sondern auch durch die Sammlung von Emil Georg Bührle, die dort untergebracht wird. Bührle legte den Grundstock seiner Sammlung im Zweiten Weltkrieg, als er ein immenses Vermögen dank Waffen- und Munitionsverkäufen vor allem an Nazi-Deutschland machte. Allein im letzten Kriegsjahr 1945 versteuerte er ein Einkommen von über 50 Millionen Franken.

Bührle, der den 1958 eröffneten Erweiterungsbau des Kunsthauses finanzierte, aber selber nicht mehr erlebte, war eine umstrittene Figur. Er kaufte während des Krieges über ein Dutzend Gemälde, die die Nazis Juden gestohlen hatten. Zwar musste er diese nach dem Krieg aufgrund eines Urteils des Bundesgerichts zurückgeben und ein zweites Mal rechtmässig kaufen. Doch noch immer gibt es eine Anzahl von Gemälden, deren Herkunft Lücken aufweist oder bei denen es Ansprüche von Nachkommen früherer Eigentümer gibt. Solange die Herkunft dieser Werke, die sogenannte Provenienz, nicht geklärt ist, liegt ein Schatten darauf, und das Kunsthaus Zürich riskiert, mit Rückgabeforderungen konfrontiert zu werden. Für den Ruf des Hauses wäre das nicht vorteilhaft.

Doch die lückenhafte Provenienz der Bührle-Bilder ist nur ein Teil eines viel umfassenderen Versagens von Museumsverantwortlichen, von Behörden und Kunsthändlern. Denn die Provenienzen Tausender von Gemälden in Museen sind noch nicht geklärt - obwohl sich die Schweiz in einem 1998 unterzeichneten Abkommen dazu verpflichtet hat. Die von 44 Staaten abgeschlossenen "Washingtoner Prinzipien" verpflichten die Staaten, von den Nazis konfiszierte Kunstwerke zu identifizieren, Recherchen nach solchen Kunstwerken zu erleichtern und mit den Nachkommen von Bestohlenen "gerechte und faire Lösungen" zu finden. In der Schweiz ist - mit Ausnahmen - in den vergangenen 17 Jahren wenig getan worden, um dieser Pflicht nachzukommen. Während die einen es als lästige Mehrarbeit betrachten, für die sie weder Geld noch Zeit haben, wollen andere - nicht zuletzt Sammlerkreise und der Kunsthandel - am liebsten den Mantel des Schweigens über unlautere Transaktionen in der Nazizeit legen.

«Die Deutschen investieren Millionen.»

Worum es geht, verdeutlicht Bundesrat Alain Berset in der Kulturbotschaft 2016 - 2019: "Eine nicht einwandfrei durchgeführte Provenienzforschung birgt ein erhebliches Risiko für den guten Ruf eines Staates. Seitens Bund besteht deshalb der Wunsch, dass die öffentlichen und privaten Eigentümer von Kulturgütern ihre Provenienzforschung intensivieren und die dafür notwendigen finanziellen Mittel bereitstellen." Künftig sollen Museen vom Bund Mittel erhalten, um Objekte von zweifelhafter Herkunft zu identifizieren. Die Museen können konkrete Projekte einreichen. Zudem sollen Subventionen an Museen mit der Pflicht verbunden sein, die Provenienzen zu recherchieren.

Es wäre an der Zeit, diesen Rückstand aufzuholen, gibt doch etwa Deutschland jährlich mehrere Millionen Euro für Forschung nach Raubkunst aus. Zudem gibt es dafür Ausbildungen an Universitäten und spezifische Schulungsprogramme in Museen.

Weltweit wurden Tausende von Raubbildern an die rechtmässigen Eigentümer oder deren Nachkommen zurückgegeben. In der Schweiz dürften es nur einige Dutzend sein, obwohl sie eine Drehscheibe für Nazi-Raubkunst war. Man stellt sich hierzulande auf den Standpunkt, dass nur das, was eindeutig als Raub oder Diebstahl im engeren Sinn identifiziert werden kann, auch restitutionsfähig sei, wie es die "Washingtoner Prinzipien" festgelegt haben.

Nun hat allerdings die Forschung seither enorm viele Erkenntnisse über diesen grössten Kunstraubzug der Geschichte zutage gefördert. Tausende von Büchern, Hunderttausende von Artikeln haben beinahe jeden Aspekt beleuchtet, Mechanismen und Strukturen aufgezeigt, Täter und Opfer benannt. Und dabei festgestellt, dass es die vielfältigsten Formen der Entwendung gab: Raub, Diebstahl, Erpressung, Drohung, Verkauf zum Begleichen der "Reichsfluchtsteuer", zur Finanzierung von Flucht und Exil oder aufgrund wirtschaftlicher Zwangsmassnahmen der Nazis. Deutschland hat deshalb schon vor Jahren den Begriff "NS-verfolgungsbedingter Verlust" eingeführt, der alle Transaktionen umfasst.

Einen NS-verfolgungsbedingten Verlust in der Sammlung Bührle stellt das Gemälde "La Sultane" vom französischen Impressionisten Edouard Manet dar. Es hatte einst dem Breslauer Industriellen Max Silberberg gehört, der während des Krieges in einem Konzentrationslager starb. Silberberg war ab 1935 durch Druck der Nazis derart in finanzielle Schwierigkeiten geraten, dass er seine grossartige Kunstsammlung sukzessive verkaufen musste. "La Sultane" veräusserte er 1937. Das Bild gelangte in die USA, wo Bührle es 1953 kaufte. Lukas Gloor von der Stiftung Sammlung E.G. Bührle argumentiert, dass Silberberg schon ab 1932 wirtschaftliche Schwierigkeiten hatte und der Verkauf darum nicht auf Druck der Nazis erfolgte. Forderungen nach Rückgabe weist die Stiftung von sich. Bemerkenswert ist, dass das Kunstmuseum Chur bereits vor Jahren ein Gemälde aus der Sammlung Silberberg zurückgab, das er 1934 verkauft hatte, als der Druck der Nazis noch geringer war.

«Von der Haarspalterei der Schweiz .»

Die Schweiz ist das einzige Land, das fein säuberlich zwischen "Raubkunst" und "Fluchtgut" unterscheidet. Fluchtgut meint diejenigen Kunstwerke, die in die Schweiz geflüchtete Juden hier verkauft haben, um damit ihren Aufenthalt oder - häufiger - ihr Exil anderswo zu finanzieren. Man geht dabei von der völlig realitätsfremden Vorstellung aus, dass die Verkäufer ihre Werke freiwillig veräussert haben, die Preisgestaltung fair und der Markt transparent war. Man tut so, als wären die geflüchteten Juden Touristen gewesen, die ein paar Kunstwerke mitnahmen und diese während ihrer Ferien verkauften.

Man unterscheidet nicht ohne Absicht zwischen Raubkunst und Fluchtgut, denn in der Schweiz dürften sich Hunderte, wenn nicht Tausende von Kunstwerken befinden, die Fluchtgut sind. Ein Beispiel: Im vergangenen Jahr veranstaltete das Museum Oskar Reinhart in Winterthur eine Ausstellung mit Werken des Malers Max Liebermann. Ein Drittel der Leihgaben war Fluchtgut.

Auch in der Sammlung Bührle befindet sich Fluchtgut. Dazu könnte auch das Gemälde "La Butte Pinson" vom französischen Künstler Maurice Utrillo zählen. Bührle kaufte es 1943 beim Zürcher Galeristen Toni Aktuaryus, der wegen Handels mit Raubkunst übel beleumdet war. Das Bild war zuvor in der Kunsthalle Basel ausgestellt gewesen und in den Verkauf gegeben worden. Wer der Besitzer ab 1905 war, ist unbekannt. Oft wurden Kunstwerke von jüdischen Kunstsammlern als Deposita in Museen gegeben. Allein die Kunstmuseen in Zürich, Basel und Winterthur enthielten rund 1000 Werke. Im grossen Stil wurden über die Galerie Fischer in Luzern Tausende von Gemälden, Möbeln, Uhren, Tapisserien und andere Wertgegenstände jüdischer Emigranten verkauft, auch unter Preis, wie diese oft beanstandeten.

Der Erwerb von Fluchtgut gilt bis heute in der Schweiz als legal, selbst wenn diese Verkäufe aus einer Notlage erfolgten. Denn die jetzigen Besitzer, Museen, Kunsthändler Privatsammler, befürchten eine Welle von Forderungen, wenn Fluchtgut restitutionsfähig wäre. Sie wehren sich mit allen Mitteln des Lobbyismus. Doch der Druck, von dieser Position abzurücken, nimmt zu - auch aus dem Ausland.

Man sollte sich die Affäre um die nachrichtenlosen Vermögen in den neunziger Jahren in Erinnerung rufen. Auch hier musste man schliesslich nachgeben, nachdem die Banken versucht hatten, das Problem während Jahrzehnten auszusitzen. Die Sache kostete die beiden Grossbanken UBS und Credit Suisse 1,25 Milliarden Dollar und die Schweizer Banken insgesamt weitere Hunderte von Millionen für Recherchen. Und sie verursachte einen nicht zu beziffernden Reputationsschaden für die Schweiz.

«zur Intransparenz des Kunsthauses.»

Transparenz ist der erste Schritt zur Aufarbeitung. Einen Anfang hat die Stiftung Sammlung E.G. Bührle gemacht, indem sie die bisherigen Erkenntnisse ins Internet gestellt hat. Doch die veröffentlichten Provenienzen weisen bei etlichen Bildern Lücken auf - gerade während der Nazizeit. Ebenso lückenhaft sind die Provenienzen der Gemälde der kunsthauseigenen Sammlung, insbesondere der Leihgaben. Zwar sind die Bestände im Sammlungskatalog angegeben, doch genügt ein Katalog in der Regel den erhöhten Anforderungen an Provenienzrecherchen nicht. Auch hat das Kunsthaus nie transparent gemacht, welche Recherchen es durchgeführt hat.

Dass gerade diese Institution sich hartnäckig weigert, mehr Transparenz zu schaffen, ist umso erstaunlicher, als immerhin mehrere Vertreter der öffentlichen Hand, darunter Stadtpräsidentin Corine Mauch, im Vorstand der Zürcher Kunstgesellschaft sitzen. Der Chipperfield-Bau soll der Stadt Zürich im internationalen Standortmarketing zu besseren Karten verhelfen. Doch falls auf dem künstlerischen Inhalt dieses edlen Bauwerks ein Schatten liegen sollte, könnte sich das Ganze als rufschädigend erweisen.

Buchtipp: Thomas Buomberger, Guido Magnaguagno (Hg.): "Schwarzbuch Bührle. Raubkunst für das Kunsthaus Zürich?"; Rotpunktverlag, 2015, 280 Seiten, Fr. 39.90.

Weltweit wurden Tausende von Raubbildern zurückgegeben. In der Schweiz einige Dutzend.

Man tut so, als wären die Juden Touristen gewesen, die in den Ferien ein paar Kunstwerke verkauften.

«Thomas Buomberger befasst sich als Autor und Historiker seit über 20 Jahren mit Raubkunst. In einzelnen Fällen war er als Gutachter tätig.

«Ist Fluchtgut dabei? Emil Georg Bührle, umgeben von Werken aus seiner Sammlung.

«Umstrittene Kunstwerke: "La Butte Pinson" von Maurice Utrillo (oben) und "La Sultane" von Edouard Manet (unten).

## Gross in Szene gesetzte Räume

Mit einigen einfachen Mitteln holt man aus einer kleinen Wohnung das Beste heraus. Zwei Einrichtungsprofis erklären, worauf es dabei ankommt.

Text: Uesé Meyer.

Wohnzimmer und Elternschlafzimmer in einem - auf elf Quadratmetern! Hier spielen die Kinder, man sieht fern, ruht sich auf dem Sofa aus oder zeichnet am Pult. Die Schlafstätte der Eltern über dem Sofa ist ein Hochbett - so knapp unter der Decke, dass Mama und Papa sich eigentlich reinrollen müssen, um ins Bett zu kommen. Für etwas Privatsphäre, erklärt Inneneinrichterin Manuela, können die zwei einen dünnen Vorhang rund ums Bett ziehen. Ob das für intime Momente reicht? Der Zuschauer zweifelt. Nicht so die Expertin Manuela im kurzen Werbefilm von Ikea zum Thema "Small Spaces": "It works perfectly", versichert sie mit schwedischem Akzent, es funktioniere perfekt.

«Möbel für kleine Räume sind gefragt.»

"Natürlich ist dieses Video etwas zugespitzt", sagt Nicole Wederich, Inneneinrichterin bei Ikea Schweiz, und lacht. Es gehe vor allem darum, aufzuzeigen, wie viel mit etwas Inspiration und Kreativität möglich wäre. Und Inspiration ist je länger, je mehr gefragt: Laut Wederich ist die Nachfrage nach Möbeln, die extra für kleine Räume konzipiert wurden, grösser als früher. Sie vermutet, dass dies mit den flexibleren Lebensformen von heute zu tun hat: Patchworkfamilien, Wochenaufenthalter, Homeoffice, Airbnb-Zimmervermieter. Ausserdem, sagt Wederich, habe sich die Grundrissaufteilung der Wohnungen in letzter Zeit verändert: immer grössere Koch- und Wohnbereiche, dafür kleinere Schlafzimmer und Büros.

Dem stimmt Urs Schenker zu. Der Innendekorateur ist Vorstandsmitglied bei Interieursuisse, dem Branchenverband der Einrichtungsfachgeschäfte. Auch Schenker sieht für die Zukunft eine Tendenz zu kleineren Wohnungen. Als Gründe nennt er das Bevölkerungswachstum und den knappen Boden.

Noch bevor die Einrichtung geplant wird, muss man sich ans Aufräumen, Entrümpeln und Auslagern machen. Denn es ist klar: Je mehr Möbel, Accessoires, Pflanzen oder Geräte herumstehen, desto winziger wirkt ein sowieso schon kleines Zimmer. Es gilt, sich von Unnützem zu trennen und alles, was nur sporadisch gebraucht wird, in den Keller oder den Estrich auszulagern (siehe "Weg mit dem Krimskrams!", Seite 32).

Wenn es ans Einrichten geht, hat Innendekorateur Schenker einen grundsätzlichen Rat: "Werden Sie sich darüber klar, was der Raum können muss, und konzentrieren Sie sich dann auf das Wesentliche." Nicole Wederich und Urs Schenker empfehlen, dabei die folgenden drei Punkte zu beachten:

1. Optimale Nutzung des Raums: "Viel Stauraum schaffen", sind sich die Experten Wederich und Schenker einig. Um den Hausrat in Regalen oder Schränken unterzubringen, sollte möglichst jede Nische genutzt werden - wie etwa der Raum unter einer Treppe, der Platz in toten Ecken oder über der Tür. Es geht auch darum, die Höhe des Raums auszuschöpfen und Regale zu wählen, die bis zur Decke reichen. In sehr hohen Räumen kann allenfalls sogar ein offenes Zwischengeschoss eingebaut werden, wo beispielsweise das Bett hinkommt. Apropos Bett: Auch der freie Platz darunter lässt sich mit einem Bettkasten als Stauraum nutzen.

2. Die richtige Möbelwahl: Für kleine Zimmer sind Möbel optimal, die bei Nichtgebrauch leicht weggeräumt, auf die Seite gerollt, hochgeklappt, gestapelt oder umfunktioniert werden können. Einige Beispiele dafür sind der hochklappbare Esstisch in der Küche, das Sofa mit integriertem Gästebett, der Ausziehtisch, Klappstühle oder das Regal mit Arbeitsplatte zum Herunterklappen. Ein Hochbett lässt noch Platz für ein Pult darunter, und Schränke mit Schiebetüren werden in geöffnetem Zustand nicht plötzlich zu Barrieren. Laut Nicole Wederich sind zurzeit gerade auch Schränke und Regale mit weniger Tiefe gefragt. Diese eignen sich bestens für schmale Korridore. Wederich rät ausserdem, modulare Möbel zu wählen, die individuell komponiert und damit den verschiedensten Gegebenheiten angepasst werden können - was beispielsweise in Zimmern mit Dachschrägen hilfreich ist.

3. Farbton und Beleuchtung: "Ganz wichtig ist in kleinen Räumen die richtige Farbgebung", sagt Urs Schenker von Interieursuisse. Pastelltöne und helle Farben lassen einen Raum grösser erscheinen. Zieht man die Wandfarbe ein wenig in die Decke hinein, wirkt der Raum höher. Derselbe Effekt entsteht, wenn die Decke heller als die Wände und mit einem leichten Blauton gestrichen ist. Sind die Wände heller als der Boden und die Decke, gewinnt der Raum wiederum an Breite. Auch mit der Beleuchtung kann man grosse Wirkung erzielen. Indirektes Licht via Decke lässt den Raum höher erscheinen. Eine Bodenbeleuchtung gibt nicht nur schönes Licht, sondern betont auch die Länge eines Zimmers. Ratsam ist daher ein Konzept aus mehreren Lichtquellen mit unterschiedlichen Positionen, Ausrichtungen und Höhen.

«Die Devise lautet: Weniger ist mehr.»

Selbstverständlich haben die Experten noch viele weitere Tipps auf Lager. Nicole Wederich etwa rät dazu, offene Regale und Schränke allenfalls mit Rollos oder Vorhängen auszurüsten. "Damit lässt sich auch nachträglich ein ruhiges Erscheinungsbild erzielen - die verstauten Gegenstände verschwinden hinter den Textilien." Und Innendekorateur Schenker sagt, kleinere Bilder hänge man besser nicht verteilt über die ganze Wandfläche auf, sondern gruppiert. Zudem kann mit einer geschickten Platzierung von Spiegeln ein Raum leicht optisch vergrössert werden. Den gleichen Effekt haben Fenster, die den Raum nach draussen erweitern. Deshalb sollte man Fenster nicht mit Möbeln verstellen oder mit Vorhängen verdecken.

Ueberhaupt lautet die Devise: Weniger ist mehr. Kleine Zimmer eignen sich nicht dafür, mit vielen Möbeln und Accessoires verstellt zu werden. Ein Ecksofa ist oft die bessere Lösung als eine Couch mit zwei Sesseln. Denn frei stehende Möbel brauchen viel Platz. Auch zu massives Mobiliar lässt einen Raum kleiner wirken.

Was hingegen oft etwas bringt, sind Raumteiler. Doch egal, ob es Paravents, Pflanzen oder Regale sind: Sie sollten sich nicht über die ganze Höhe oder Breite des Zimmers erstrecken, damit der Raum noch als Ganzes wirkt.

Wie gross einem die eigene Wohnung erscheint, hat letztlich auch mit der Einstellung zu tun: Klein werden einem die eigenen vier Wände immer vorkommen, wenn man sich an den luxuriösen, grossflächigen Beispielen in den Wohnmagazinen orientiert - wo man beinahe ein Trottinett braucht, um zügig vom Sofa zum Esstisch zu kommen. Da ist das "Small Spaces"-Filmchen von Ikea schon fast wieder Balsam für die Seele.

"Werden Sie sich darüber klar, was der Raum können muss, und konzentrieren Sie sich dann auf das Wesentliche." Urs Schenker, Vorstandsmitglied Interieursuisse.

«Buchtipps.»

Christian Eigner: "Kleine Räume - viele Möglichkeiten. Tolle Ideen für platzsparendes Wohnen"; Stiftung Warentest, 2015, 192 Seiten, Fr. 29.90.

Terence Conran: "Kleine Räume - das Wichtigste. Planen, einrichten & wohnen"; DVA, 2011, 112 Seiten, Fr. 26.90.

«Links.»

www.ikea.com/ms/de\_CH/ rooms\_ideas/small\_spaces www.kleinraumwohnung.com.

«In kleinen Räumen gilt: Zurückhaltende Möblierung und sparsam gesetzte Akzente wirken Wunder.

«Die Höhe des Raums ausgenutzt: Dank Hochbetten verdoppelt sich ein Teil der benutzten Wohnfläche.

«Dank kreativen Ideen bleibt kein Winkel ungenutzt: Unter einer Treppe oder einem Dachbalken findet sich Platz für Schränke, die Pinnwand ergänzt die knappe Ablagefläche (rechts).

## Weg mit dem Krimskrams!

Entrümpeln ist eine Kunst: wie man es am geschicktesten anpackt, wohin welche Objekte gehören und wo man Hilfe findet, wenn Estrich und Keller aus allen Nähten platzen.

Text: Uesé Meyer; Illustration: illumueller.

Am Anfang steht oft der Trennungsschmerz: Um in einer kleinen Wohnung Platz zu schaffen, muss zuerst das unter Umständen liebgewonnene, aber doch nie gebrauchte Gerümpel raus - in den Müllsack, in die Mulde oder zum Recyclinghof. Dann gilt es, alles nur selten oder saisonal Benötigte andernorts unterzubringen. Eine banale Sache? Nein. Denn in vielen Kellern und Dachböden regiert das Chaos. Doch mit der richtigen Taktik beim Auslagern kann man dagegen angehen.

Welches Stück sinnvollerweise wo seinen Platz findet, hängt von seiner Grösse und vom Gewicht, aber auch von den Klimabedingungen in den entsprechenden Räumen ab. So liegt es auf der Hand, dass man gerade auf Estrichen, die nur über eine Klappleiter zu erreichen sind, besser nur leichte und kleinere Gegenstände aufbewahrt. Und ist der Estrichraum zum Dach hin nicht isoliert, wird es im Sommer sehr heiss und im Winter bissig kalt: Empfindliches Lagergut wie die alte Hi-Fi-Anlage, Vinylplatten oder Dias können Schaden nehmen.

«Kampf dem Kellermief.»

Der Keller ist meist leichter zugänglich, hat aber auch seine klimatischen Tücken. Vor allem die Feuchtigkeit ist oft ein Problem - mit dem Risiko schimmelnder Kartonkisten oder des typischen muffigen Kellerdufts an eingelagerten Kleidern. Abhilfe schafft regelmässiges Stosslüften oder, falls die Möglichkeit dazu fehlt, die Installation eines Luftentfeuchters mit Hygrostat. Dieser lässt die Feuchtigkeit beispielsweise in einem rund 16 Grad kalten Keller möglichst nicht über die 60-Prozent-Marke steigen - je höher die Temperatur ist, desto tiefer sollte die relative Luftfeuchtigkeit liegen.

Um den Kellerraum oder den Estrich optimal zu nutzen, eignen sich Regalsysteme, wie sie viele Möbelhäuser oder Baumärkte speziell für den Keller anbieten. Man stellt sie entlang den Wänden auf. Falls nötig und wenn Platz vorhanden ist, kann man mit weiteren Regalen im Raum ein gangartiges Lagersystem errichten - der Abstand zwischen den Regalen sollte jedoch mindestens einen Meter betragen. Zur Aufbewahrung der einzelnen Stücke eignen sich alle stapelbaren Kartons oder Plastikboxen. Letztere sind auch mit Rollen erhältlich. Dies ist vor allem für Boxen sinnvoll, die unter dem Kellerregal direkt auf dem Boden stehen oder im Estrich an einem schwer zugänglichen Ort. So kann die Box, egal wie schwer, zur bequemen Entnahme hervorgerollt werden.

«Ein System hilft, Stücke wiederzufinden.»

Um eine gute Luftzirkulation zu gewährleisten und um Schimmelbildung vorzubeugen, sollte zwischen Lagergut und Wand immer ein Abstand von rund zehn Zentimetern bestehen. Es ist im Keller auch nicht ratsam, Kartonschachteln direkt auf den Boden zu stellen. Sie gehören auf die oberen Regalböden oder zumindest auf Holzlatten.

Wichtig ist auch ein System, um die ausgelagerten Stücke schnell wiederzufinden. Dass man Kisten oder Kartons mit dem Inhalt beschriftet, ist das mindeste. Gerade in Mietshäusern, wo das Kellerabteil oder der Estrich eventuell weit entfernt sind, lohnt es sich, eine Liste anzulegen, die zeigt, welche Stücke wo genau aufbewahrt werden. Selbstverständlich gibt es zu diesem Zweck bereits entsprechende Software. So bietet zum Beispiel Rotho, ein Hersteller von Kunststoffboxen, mit "AppMyBox" ein Archivierungssystem an, mit dem man zu jeder Box die Bilder des Inhalts und weitere Informationen speichern kann.

«Besitz bei Freunden oder Profis einlagern.»

Spätestens wenn im Estrich und im Keller jeder Quadratzentimeter besetzt ist, aber immer noch Material wegmuss, drängt sich eine externe Lösung auf. Vielleicht findet man bei Freunden oder Verwandten freie Flächen. Falls das nicht klappt, besteht die Möglichkeit, Lagerraum zu mieten. Angebote für "Selfstorage" gibt es vielenorts. Die Mietpreise orientieren sich meist an der beanspruchten Fläche und am angebotenen Service. So gibt es Selfstorage-Räume, zu denen man 24 Stunden Zutritt hat, und andere, die einem nur wochentags zu bestimmten Zeiten offenstehen. Aufgrund der meist relativ hohen Preise eignet sich diese Lösung aber primär für ein kurzfristiges Auslagern.

«Links.»

Eine Auswahl schweizweiter Anbieter externer Lagerräume: www.zebrabox.ch www.selfstorage-ltd.ch www.welti-furrer.ch/ lagerungen.

## "Wegsehen ist bünzlig und feige"

Zivilcourage.

Viele Menschen wenden sich ab, wenns brenzlig wird, denn sie wissen nicht, wie reagieren. Eine Ausstellung über Zivilcourage soll ihr Bewusstsein schärfen. Zwei Organisatoren im Gespräch.

INTERVIEW: GIAN SIGNORELL FOTO: MATTHIAS WILLI.

«Beobachter: Ist eine Ausstellung wirklich nötig, um für Zivilcourage zu werben?

Stefan Gasser: Ja. Wir haben festgestellt, dass die Leute Vorfälle zwar bei der Polizei melden, sind die Beamten aber vor Ort, ist kaum jemand bereit, Auskunft zu geben. Die Leute fürchten sich vor Repressionen, wenn sie aussagen, und möchten auch nicht namentlich als Zeugen in einem Strafverfahren erwähnt werden. Viele Menschen erzählen uns zudem, dass sie unsicher sind, wie sie sich verhalten sollen, wenn sie mit Gewalt im öffentlichen Raum konfrontiert sind.

Thomas Kessler: Zivilcourage hat aus Sicht der Kantons- und Stadtentwicklung eine grosse Bedeutung. Wie für alle Städte ist auch für Basel die Lebensqualität ein wichtiger Standortfaktor. Wir stehen in einem globalen Wettbewerb, die hiesigen Unternehmen sind auf Fachkräfte aus dem Ausland angewiesen. Wichtiger noch als der Lohn ist bei der Wahl des Wohnorts, wie sicher man sich im öffentlichen Raum bewegen kann, ob der Arbeitsweg kurz ist, wie gut die Schulen und das kulturelle Angebot sind. Hier kann Basel punkten.

«Zivilcourage ist aber doch mehr als nur Standortmarketing?

Kessler: Selbstverständlich. Sie ist Voraussetzung für eine freiheitliche Gesellschaft. Eine Gesellschaft ist immer so frei, wie sie sich engagiert, und so unfrei, wie sie Verantwortung delegiert. Basel hat eine humanistische Tradition der Offenheit. Wir sind liberal geprägt und wollen Probleme nicht einfach an die Polizei delegieren.

«Was verstehen Sie unter Zivilcourage?

Kessler: Zunächst bedeutet es Bürgersinn. Dieser fängt damit an, dass man Betagten ins Tram hilft, Touristen Orientierungshilfe bietet oder Kindern sagt, sie sollen im Tram die Füsse vom Sitz nehmen. Ich habe einmal beobachtet, wie ein junger Mann seine Zeitung in einen Brunnen schmiss. Ich forderte ihn auf, die Zeitung wieder herauszufischen. Zuerst reagierte er etwas widerborstig. Daraufhin intervenierte ich etwas strenger. Das nützte.

«Das klingt banal .»

Kessler: Genau das Gegenteil ist der Fall: Wegsehen ist bünzlig und feige. Und Feigheit ist der erste Schritt zur Benachteiligung Schwächerer, denn sie sind es, die in erster Linie von Zivilcourage profitieren. Eine aufgeklärte Gesellschaft funktioniert nur, wenn die Starken Verantwortung übernehmen. Bis in die siebziger Jahre war das selbstverständlich. Dann hat sich die Gesellschaft individualisiert.

«Und durch die Individualisierung geht der Gemeinsinn verloren?

Kessler: Ja. Durch die Vereinzelung fehlen uns die Berührungspunkte im Alltag. Das sieht man gut, wenn man sich die Kollektivgesellschaft in Süditalien oder in der Türkei anschaut. Wird dort eine Frau im Bus angepöbelt, intervenieren 20 Männer. Und streiten sich zwei in einer Beiz, werden sie sofort getrennt. Hier im alemannischen Raum ist man zurückhaltender. Umso mehr müssen wir die Zivilcourage fördern. Mit Bünzlitum, Pedanterie und Sozialkontrolle hat das nichts zu tun.

«Ist Hinschauen bereits Zivilcourage?

Kessler: Ja, die aktive Zuschauerrolle ist sehr wichtig. Nichts machen heisst sich mit dem Täter solidarisieren. Hinschauen, stehen bleiben und Hilfe holen bedeutet handeln. Ich muss mich nicht in Gefahr bringen. Es reicht, wenn ich die Polizei informiere.

Gasser: Es bringt uns viel mehr, wenn die Leute gut beobachten, in welche Richtung ein mutmasslicher Täter verschwunden ist, wie er ausgesehen hat, oder wenn sie sonst etwas Auffälliges feststellen und sich als Zeugen zur Verfügung stellen.

«Welche weiteren Gründe gibt es für den herrschenden Mangel an Zivilcourage? Ist die antiautoritäre Erziehung schuld?

Kessler: Die Fehlinterpretation der antiautoritären Erziehung hat sicher etwas zur Erosion des Anstands beigetragen. Ich benutze das Wort Anstand bewusst. Man sollte diese guten alten Wörter wieder häufiger gebrauchen. Heute spricht man von interkultureller Kompetenz, von Respekt vor Andersgläubigen und dergleichen. Das sind alles Kunstbegriffe, die in der Wissenschaft zwar richtig sind. Im Alltag sollte man aber besser von Anstand sprechen.

«Ist das Wort nicht veraltet?

Kessler: Nein, Anstand erleichtert das Leben ungemein. Wer behindert oder benachteiligt ist, profitiert. Hier in Basel sind bei schönem Wetter Tausende von Leuten am Rhein unterwegs. Ihr Sicherheitsempfinden hängt davon ab, ob es einen Konsens darüber gibt, dass man diese Situation friedlich geniessen will. Um diese Atmosphäre zu schaffen, ist Zivilcourage unabdingbar.

«Inwiefern wurde die antiautoritäre Erziehung denn falsch interpretiert?

Kessler: Es ist ja nicht so, dass die antiautoritäre Erziehung Gewalttäter hervorbringen wollte. Das Problem war die fehlende Konsequenz. Wenn egoistisches Verhalten zu einem persönlichen Vorteil führt und asoziales Verhalten durch höhere Aufmerksamkeit oder intensivere Betreuung belohnt wird, dann läuft etwas schief. Die Schulen haben in den neunziger Jahren massiv unter diesem Irrtum gelitten. Aber die Fehler sind inzwischen korrigiert worden. Die Lehrpersonen sind heute viel konsequenter. Auch die Gesellschaft hat sich weiterentwickelt, ist reifer geworden und hat gelernt, mit den Herausforderungen der Individualgesellschaft umzugehen.

"Kaum jemand ist bereit, auszusagen. Die Leute fürchten sich vor Repressionen." Stefan Gasser, Basler Polizeileutnant.

"Zivilcourage hat nichts mit Bünzlitum, Pedanterie und Sozialkontrolle zu tun." Thomas Kessler, Basler Stadtentwickler.

«Stefan Gasser ist Dienstleiter Prävention bei der Kantonspolizei Basel-Stadt.

«Thomas Kessler ist Leiter Kantons- und Stadtentwicklung im Präsidialdepartement Basel-Stadt.

«Ausstellung Mut zu mehr Mut.»

Die Ausstellung "Zivil- courage - wenn nicht ich, wer dann?" wirft die Frage auf, wie verantwortungsvolles gesellschaftliches Zusammenleben funktionieren kann. Ein interaktives Schattenspiel konfrontiert die Besucherinnen und Besucher mit sieben Situationen, die Zivilcourage erfordern könnten. In jeder Situation sind die Spielenden aufgefordert, schnell und unmittelbar zwischen den Handlungsmöglichkeiten zu wählen. Ihre Entscheide beeinflussen den weiteren Spielverlauf.

Die Ausstellung wurde von der Stadt Zürich in Zusammenarbeit mit der Fachstelle für Gewaltprävention erarbeitet. Die Kantonsund Stadtentwicklung Basel-Stadt, die Präventionsstelle der Kantonspolizei Basel-Stadt und das Historische Museum Basel zeigen die Ausstellung in einem gemeinsamen Projekt. Der Beobachter ist Medienpartner der Ausstellung.

Ort: Museum für Geschichte, Barfüsserplatz, 4051 Basel.

Dauer: 11. September 2015 bis 31. Januar 2016.

Infos: www.hmb.ch Sonderausstellungen.

## Angst vor der reinen Leere

Alle reden von Verdichten, von Zusammenrücken, von mehr Menschen auf weniger Raum. Neulich besuchte ich eine Auktion und erlebte das pure Gegenteil. Durch ein schmiedeeisernes Tor gelangte ich in einen riesigen Park in einem Nobelquartier und betrat eine alte Villa mit unzähligen Räumen, man hätte sich problemlos drin verlaufen können. Versteigert wurden Hab und Gut einer einzelnen Person, die ihr ganzes Leben auf dem Anwesen verbracht hatte.

Ein wunderschöner Ort, keine Frage, aber mir schnürte es das Herz ab. Dichtestress kann bewirken, dass Mensch und Tier durchdrehen. Doch das Gegenteil, der Horror Vacui, die Angst vor der Leere, hat die gleichen Folgen - da kann die Villa noch so schön sein. Wer Wohnformen der Zukunft plant, sollte jedenfalls an die vielen alten Menschen denken, deren Nachkommen auf der Welt verstreut und zu beschäftigt sind, um sich um Oma und Opa zu kümmern. Verdichten und Zusammenrücken ist sicher nicht das schlechteste Mittel gegen die Einsamkeit.

Nach dem Vormittag in der Villa Vacua habe ich ernsthaft begonnen, mir zu überlegen, wie ich selbst im Alter leben möchte. "Solange du glücklich bist", schrieb Ovid schon vor gut 2000 Jahren, "wirst du viele Freunde haben." Was aber, wenn ich einmal unglücklich werde und sich die Freunde aus dem Staub machen? Ein Tier gegen das Alleinsein? Menschen, die eine Katze halten, sind glücklicher, hat der bekannte Katzenforscher Dennis C. Turner belegt. Bloss sind Stubentiger hochgradig illoyal und streichen immer gerade dem um die Beine, der sie füttert. Keine Option für echte Freundschaft im Alter. Also besser einen Welpen aus dem Tierheim holen, der zu einem hält, komme, was wolle. Hunde sind nicht nur treue Freunde, sie helfen auch, Freunde zu finden: Wenn Fliff und Fluffi sich beschnüffeln, tun das ganz automatisch auch Herrchen und Frauchen, wissen wir aus den Werbespots von Partneragenturen.

Ich könnte natürlich auch eine Alters-WG gründen oder mich in einem schönen Mehrgenerationenhaus einmieten. Da sind immer Kinder und Eltern, die froh sind, wenn man die Kinder hütet. Horror Vacui ist dann jedenfalls ausgeschlossen. Aufpassen muss man bloss, dass Haustiere trotz verdichtetem Bauen erlaubt sind. Sonst ist man am Schluss womöglich doch wieder alleine.

## Sein Traumhotel im Kosovo

Auswanderer.

In Bern befasste er sich mit Asylanträgen aus dem Balkan. Dann wanderte Andreas Wormser in den Kosovo aus, um ein Hotel zu bauen. Dort sollen Roma, Albaner und Serben zusammenarbeiten. An manchen Tagen bereut er seinen Exodus.

TEXT: TANJA POLLI FOTOS: URSULA MARKUS.

Termine am frühen Morgen mag Andreas Wormser nicht. Wenn der 57-Jährige aufsteht, braucht er erst einmal eine Lucky Strike, einen Kaffee und dann noch eine Zigarette. Etwas verschlafen lässt er den Blick von seiner Terrasse über die unendlich scheinende Weite des Landes schweifen, aus dem alle wegwollen. Ausser ihm. Gut, später wird auch Wormser, der neuere vorderasiatische Philologie mit Hauptsprache Persisch studiert hat, sagen, es gebe schönere Länder als den Kosovo.

Kurz vor zehn Uhr steigt er an diesem Morgen die Betontreppe hinunter, die von seiner Wohnung in den Hof des hufeisenförmigen Hotelkomplexes führt. Mit den Trekkingsandalen und den olivfarbenen Stoffhosen wirkt der Zürcher eher wie ein Globetrotter als wie der Chef eines Hauses, das in Gästekommentaren als "Best place in Kosovo" bewertet wird.

«Das Land lag in Trümmern.»

Die Sonne brennt bereits unbarmherzig vom Himmel herunter, im schattigen Hof des schneeweissen Gebäudes jagen Schwalben auf der hellblau schimmernden Wasseroberfläche des Swimmingpools Mücken. Der Hausherr organisiert sich erst einmal einen Aschenbecher.

"Damals", sagt Andreas Wormser auf die Frage nach seiner ersten Reise in den Kosovo, "war das hier anders, ganz anders." Die Waffen ruhten erst ein paar Wochen, als er im Herbst 1999 nach Pristina flog. Die Zerstörungen waren immens. Trotzdem wollten die meisten, die vor dem Kosovo-Krieg in die Schweiz geflohen waren, möglichst schnell wieder heim. Wormser sollte im Auftrag des Bundes ihre Rückkehr überwachen und dafür sorgen, dass die Schweizer Aufbauhilfe in die richtigen Hände kam. "Das Land lag in Trümmern, nichts funktionierte", erinnert er sich. Die meisten Häuser seien zerstört gewesen, und der harte kosovarische Winter stand vor der Tür.

Auch für den Beamten aus Bern fand sich nur ein Zimmer in einer WG. Die Heizung lief, wenn es Strom gab, und das war selten. Wormser schlief bei minus 27 Grad in Mantel und Stiefeln. Bald stellte er fest, dass das Baumaterial, das die Schweiz zur Verfügung gestellt hatte, hinten und vorn nicht reichte. Viele Familien waren gezwungen, bei Verwandten unterzukommen, die selber zusammengepfercht in den letzten intakten Zimmern ihrer Häuser wohnten.

«Autos, Häuser und Kirchen in Flammen.»

Sechs Monate nachdem Wormsers Einsatz in Pristina begonnen hatte, kam es zu den ersten Zwangsrückführungen kosovo-albanischer Familien. Zwei Jahre später sollten die ersten Romafamilien die Schweiz wieder verlassen. Als es darum ging, abzuklären, ob Rückschaffungen für Romafamilien zumutbar sind, warnte Andreas Wormser davor, sie in gewisse Regionen auszuschaffen. Inzwischen hatte der Zürcher Albanisch gelernt.

Am 17. März 2004, kurz vor Ablauf seines Auftrags und vor der geplanten Rückreise in die Schweiz, wurden Wormsers schlimmste Befürchtungen wahr. Er lebte damals in einem Dorf ausserhalb Pristinas. An diesem Abend hatte sich auf einem Hügel zwischen seinem Haus und seinem Büro ein Mob von 10 000 jungen, wütenden Albanern versammelt. Während vor dem Büro in Pristina Autos brannten, brannten in den Dörfern bald Häuser und serbische Kirchen. Tausende Serben, Roma, Ashkali oder Ägypter - so bezeichnen sich die Albanisch sprechenden Roma - wurden während der drei Tage dauernden Pogrome aus ihren Dörfern vertrieben.

Obwohl Andreas Wormser zu jenen gehörte, die immer vorsichtig waren, wenn es darum ging, die Sicherheitslage einzuschätzen, war das Ausmass dieser Ausschreitungen auch für ihn ein Schock. Ihm blieb nichts anderes übrig, als seine Rückreise vorzubereiten und ein paar befreundeten Romafamilien Geld für die Flucht zuzustecken. Einen Schlepper, der ihnen die Ausreise ermöglicht hätte, fanden diese nicht. Nur einmal schien einer seriös, am vereinbarten Fluchtdatum erschien er aber trotzdem nicht.

Die Freundschaft zu den bedrohten Roma hielt, auch dann noch, als Wormser längst wieder in Bern lebte und nach der Tsunamikatastrophe als Stabsmitarbeiter für das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) wirkte.

Irgendwann waren die letzten Tsunamiopfer versorgt, die Hilfe vor Ort organisiert. Im EDA schlich sich Routine ein. "Es wurde langweilig", sagt Wormser und schmunzelt - im Gespräch merkt man schnell, dass er das weit mehr fürchtet als strube Zeiten. In dieser Situation wuchs der Wunsch, in den Kosovo zurückzukehren und etwas zur Verbesserung der Situation der Roma im Land beizutragen. Doch diesmal wollte Wormser nicht als Helfer zurück, sondern als Unternehmer.

«Eine Erbschaft macht es möglich.»

Das Projekt, das er mit zwei seiner Freunde aus der Romagemeinschaft plante, klang für Kenner der Region nach Utopia: ein Ökohotel, das architektonische Massstäbe setzen und Arbeitsplätze für Roma, Serbinnen und Kosovo-Albaner schaffen sollte.

Eine Erbschaft machte aus Wormsers Vision ein Bauvorhaben und aus seinem Leben wieder eine Herausforderung. Nichts lief wie geplant: Der kosovarische Architekt schrieb grosse Rechnungen statt grosser Entwürfe, das Wort, das Wormser von Handwerkern und Lieferanten am häufigsten hörte, war "morgen", und auch auf die Baubewilligung wartete er monatelang. Ein Samsung Galaxy unter der Hand hätte die Sache beschleunigt, aber so weit war Wormsers Wandel vom korrekten Schweizer Beamten zum kosovarischen Unternehmer dann doch nicht fortgeschritten.

"Ohne meine beiden einheimischen Partner hätte ich den Bau nicht realisieren können", sagt er. Den Architekten ersetzte er trotzdem durch einen, der beide Kulturen in sich trägt: Bujar Nrecaj wurde im Kosovo geboren, ist aber in der Schweiz aufgewachsen und hat auch dort studiert.

«"Ich war zu naiv".»

Im April 2013 war es so weit: Wormser eröffnete mit seinen beiden Partnern das Dreisternehotel mit 15 Zimmern. Es wirbt mit Schweizer Gastfreundschaft, Komfort und Design und steht dort, wo bisher kaum ein Tourist seinen Fuss hingesetzt hat: in Gracanica mitten in einer serbischen Enklave im Herzen des Kosovo.

Der Bürgermeister des Dorfs blieb der Einweihungsfeier fern, das elektronische Türschliesssystem machte Probleme, aber schon bald meldete die kosovarische Präsidentin das diplomatische Korps zum Mittagessen an. Mitarbeiter von Hilfswerken buchten Zimmer, und Touristen aus aller Herren Länder erfreuten sich am Sonntagsbrunch, zu dem Birchermüesli und luftgetrocknetes Lamm aus den serbischen Bergen serviert werden. Wormser organisierte Lesungen von Schweizer Autoren und Ausstellungen lokaler Fotografen - und ist auch zwei Jahre nach Eröffnung von der Gewinnschwelle weit entfernt.

"Schönes Hotel, aber am falschen Ort", sagen die Albaner, die Serben ebenso. Und weil Plattformen wie Tripadvisor und Booking sich weigern, sein Hotel, das zehn Minuten von Pristina entfernt steht, unter "Hauptstadt" zu führen, finden viele Touristen die Herberge nicht. "Ich war zu naiv", sagt Wormser, der inzwischen auch Romani, die Sprache der Roma, spricht, und steckt sich eine weitere Zigarette an. Er sagt es nicht resigniert, er stellt es einfach fest.

Dem Gast fällt auf, dass die Hierarchie flacher ist als in anderen Gasthäusern im Land. Wormsers Freund und Teilhaber Hisen Gashnjani macht sich bereits auf der Fahrt vom Flughafen über den klapprigen Lada-Jeep lustig, den sein Schweizer Partner unbedingt importieren musste, an der Rezeption wird viel gelacht. Und in der Küche schüttelt man schmunzelnd den Kopf, wenn man sich nach dem Chef erkundigt. Er sei ein "good guy", aber ein bisschen streng, heisst es. Dass er darauf besteht, dass nur natürliche, regionale Produkte verwendet werden, will hier nicht allen in den Kopf. Was denn so schlecht sei am Schlagrahm aus der Sprühdose?

An guten Tagen sind es nur die Lebensmittelzusätze, an denen sich die kulturellen Unterschiede manifestieren. An schlechten ist Wormsers Job ein Eiertanz. "Ich habe unterschätzt, was es heisst, hier Chef zu sein und Standards durchsetzen zu müssen", sagt er. Er habe grossartige Mitarbeiter, aber der Aufwand, der immer wieder in die Lösung von Konflikten fliessen müsse, sei enorm. Oft gehe es um Fragen der Ehre, Empfindlichkeiten, die man als Immigrant wohl nie verstehen werde. Oder um die geheimen Codes, die eingehalten werden müssen, damit die Gäste im Hotel nichts als Parteinahme für oder gegen Serben oder Albaner deuten können, vom Stellenbeschrieb über die Auswahl in der Bibliothek bis zu den Farben der Kelims in der Hotellobby.

Wormsers Frau, eine gebürtige Deutsche, weigerte sich übrigens, da mitzumachen. Sie kann sich bis heute nicht vorstellen, in einem Land zu leben, in dem, wie sie findet, Gleichberechtigung ein frommer Wunsch ist. Alle sechs Wochen besucht sie ihren Mann in Gracanica, alle sechs Wochen fliegt er zu ihr.

«Viele gehen, Wormser bleibt.»

Im Hotelgarten sitzen inzwischen Mitarbeiterinnen von Schweizer Hilfswerken, ein britischer Journalist und zwei Rucksacktouristen im Schatten der Bäume, essen überbackene Paprika oder trinken einen Cappuccino. Hisen Gashnjanis 13-jährige Tochter feiert heute mit ihren Geschwistern am Pool Geburtstag und verteilt grosszügig Tortenstücke. Andreas Wormser feiert mit. Dann macht er sich auf, dem neuen Nachtportier das Reservationssystem zu erklären.

Die Lage der Roma hat sich seit Wormsers Auswanderung in den Kosovo nicht verbessert, dafür die Situation jener, die im Hotel Gracanica ausgebildet werden. Bereits zwei Mitarbeiterinnen haben einen zweiten Job ausserhalb des Hotels gefunden. Ein kleines Wunder in einer Region, in der 60 Prozent der Bevölkerung ohne Arbeit sind; in der Romagemeinschaft sind es gar 98 Prozent. Zehntausende Kosovaren haben letzten Winter das Land verlassen.

Andreas Wormser, der ehemalige Migrationsbeamte aus der Schweiz, ist geblieben. Sein Haus steht, die Zeit der Grundsatzfragen ist vorbei, und dorthin, wo kleine Wunder geschehen, werden irgendwann auch die Touristen pilgern.

Wormsers Projekt klang für Kenner des Kosovo nach Utopia: ein Ökohotel mit Arbeitsplätzen für Roma, Serben, Albaner.

Schweizer Gastfreundschaft an einem Ort, wo kaum ein Tourist den Fuss hingesetzt hat: Gracanica.

«"Es gibt schönere Länder": Hotelier Andreas Wormser.

«Schweizer Birchermüesli und serbisches Trockenfleisch: Hotelier Andreas Wormser (links) mit seinem Team.

## Zurück aus der Sackgasse

DER FALL.

Tobias Islers\* Leben schien verpfuscht: hohe Schulden, ein Berg von Alimentenforderungen, keine Ausbildung. Doch dank hilfsbereiten Menschen, einsichtigen Behörden und starkem Willen ist er wieder hochgekommen.

TEXT: THOMAS BUOMBERGER ILLUSTRATIONEN: KORNEL STADLER.

Tobias Islers\* Start ins Leben war wenig verheissungsvoll. Seine alleinerziehende Mutter gab ihn als Kleinkind in eine Pflegefamilie. Aus unerfindlichen Gründen passte das der Mutter aber irgendwann nicht mehr. Noch bevor er in die Schule kam, wurde er in einer Grossfamilie untergebracht, und ein Kinderheim nach dem anderen folgte. Schliesslich landete er in einem Heim für verhaltensauffällige Jugendliche.

Eine Beziehung zu seiner Mutter, zu der er auch heute noch kaum Kontakt hat, konnte er nicht aufbauen; der leibliche Vater tauchte nie auf. "Es war eher ein Zufall, dass Tobias als Kleinkind zu uns kam und ich sein Götti wurde", sagt Urs Grimm\*. Grimm, ein heute pensionierter Architekt, ist Islers früherer Pflegevater. Seine Familie betreute den Jungen während einiger Jahre.

«Mit 20 wird er zum ersten Mal Vater.»

Die Schule verliess Tobias mit einem schmalen Rucksack, die Lehre brach er ab. Er hing herum, nahm Drogen, machte Therapien - erfolglos. Die Spirale nach unten drehte sich immer weiter. Als er 20 war, gebar seine damalige Freundin ein Kind. Vier Jahre später wurde er erneut Vater; die Mutter war eine andere Frau. Isler hatte weder eine Berufsausbildung noch eine feste Anstellung. Unterhaltszahlungen leistete er keine, die Steuerrechnungen liess er unbezahlt liegen. Der Schuldenberg des damals 27-Jährigen betrug knapp 90 000 Franken.

"Ich war am Boden", sagt er, "und dazu kam noch die Trennung von einer Frau." In seiner Not wandte er sich 2009 an seinen Götti, zu dem er sieben Jahre lang keinen Kontakt mehr gehabt hatte. "Für mich war vom ersten Moment an klar, dass ich ihm helfen musste", erzählt Urs Grimm, "allerdings habe ich unterschätzt, wie sehr mich das beanspruchen würde."

«Es bleibt nur noch der Privatkonkurs.»

Isler und sein Götti definierten drei Ziele: "Als Erstes eine Arbeitsstelle, dann Schuldenfreiheit und einen Lehrabschluss." Grimm erreichte, dass Isler Privatkonkurs machen konnte. Doch die Verlustscheine bestanden natürlich weiter. Sollte der junge Mann nicht jahrelang von Gläubigern verfolgt werden, musste er mit ihnen eine Einigung erzielen. Während dreier Jahre verhandelte der Götti mit über einem Dutzend Gläubiger. Er konnte alle zu einem teilweisen oder sogar vollständigen Verzicht auf ihre Forderungen bewegen, so etwa den Sozialdienst einer Berner Gemeinde oder die Steuerverwaltungen von Stadt und Kanton Bern. Auch Grimm selbst verzichtete auf die Rückzahlung eines Darlehens. Mit einer Zahlung von 26 000 Franken konnte sich Isler von seinem Schuldenberg befreien. Doch dieses Geld hatte er sich zuerst erarbeiten müssen.

Im Herbst 2009 konnte er als Hilfselektriker bei einem grossen Elektround Telematikunternehmen anfangen. Zukunftstauglich war das allerdings nicht. Es brauchte resolutes Zureden, bis Isler einwilligte, im selben Betrieb eine Lehre als Elektriker zu beginnen, zumal er damals 13 Jahre älter war als seine Mitlehrlinge. "Ich habe es mir nicht zugetraut, mein Selbstwertgefühl war sehr schlecht", sagt er. Als ihm jedoch der Chefmonteur verdeutlichte, dass er es als Hilfselektriker in späteren Jahren auf dem Arbeitsmarkt schwerhaben werde, machte es "klick".

«Spendensammlung für die Ausbildung.»

Gleichzeitig startete Urs Grimm die Aktion "Ausbildungsbeiträge für Tobias Isler". Er hatte ja schliesslich noch für zwei Kinder Alimente zu zahlen, was mit einem Lehrlingslohn kaum möglich war. Grimm brachte mit der Aktion rund 37 000 Franken zusammen. Eine der Stiftungen, die geholfen haben, ist SOS Beobachter.

Ein weiterer Meilenstein war, dass Grimm erreichen konnte, dass ein Strafverfahren gegen seinen Schützling wegen nicht gezahlter Alimente eingestellt wurde. Nachdem Justiz und Bürokratie mit schwerem Geschütz vorgegangen waren, mussten sie nach Grimms Intervention feststellen, dass Isler gar nicht in der Lage gewesen wäre, Unterhaltsbeiträge zu zahlen.

Entscheidend war aber, dass Isler nicht den üblichen Lehrlingslohn erhielt: Sein Arbeitgeber zahlte ihm im ersten Ausbildungsjahr 3300 Franken monatlich, im letzten 3700 Franken. So konnte er immerhin 900 Franken Alimente bei einem monatlichen Gesamtbudget von 4000 Franken leisten. "Ohne dieses grosszügige Entgegenkommen hätte ich keine Lehre machen können", sagt Isler. Es sei nicht von Anfang an klar gewesen, dass er es schaffen würde, meint der Geschäftsführer der Lehrfirma, die nicht namentlich genannt werden möchte. "Doch das Erfolgsrezept war, den Weg der kleinen Schritte zu gehen." So musste Tobias Isler zu Beginn während 14 Tagen beweisen, dass er pünktlich zur Arbeit erscheinen konnte. Später wurden ihm leichtere, dann immer anspruchsvollere Arbeiten übertragen.

Nicht alles lief während der dreijährigen Lehre rund. "Ich hatte meine Tiefs, wollte manchmal den Bettel hinschmeissen, doch meine Freundin richtete mich dann wieder auf", erzählt Isler. "Und schliesslich wollte ich auch die zahlreichen Leute nicht enttäuschen, die mir so viel Vertrauen geschenkt hatten." Auch der Arbeitgeber freute sich natürlich. Doch wieso nahm er überhaupt dieses Risiko auf sich? "Zum einen war es sicher ein Freundschaftsdienst an Urs Grimm, der die treibende Kraft war und mit dem wir eine jahrelange gute Zusammenarbeit hatten." Aber er habe auch gespürt, so der Geschäftsführer, dass in diesem jungen Mann einiges stecke, das man herausholen könne. Und schliesslich sei ihre Unternehmenskultur von sozialen und ethischen Werten geprägt. Man habe schon immer versucht, schwierige Mitarbeiter zu integrieren. "Dabei scheitern wir auch, aber bei mehr als der Hälfte haben wir Erfolg."

«"Der Chef drückte oft ein Auge zu".»

Geschäftsführer und Chefmonteur hielten auch in schwierigen Phasen zu Isler, konnten ihn immer wieder motivieren. "Dabei drückte der Arbeitgeber oft ein Auge zu, insbesondere bei Absenzen", sagt Grimm. Doch Isler lohnte das Vertrauen: Mit einem Notendurchschnitt von 4,9 hat er vor gut einem Jahr die Lehre als Zweitbester der Firma abgeschlossen; heute ist er dort ein geschätzter Mitarbeiter. "In den nächsten Jahren möchte ich mich in Richtung alternative Energien weiterbilden", schildert er seine Pläne.

Doch nicht nur seine berufliche und finanzielle Situation klärte sich, auch das Privatleben kam in geordnete Bahnen. 2012 heiratete Isler seine langjährige Freundin. In der grösseren Wohnung hat Islers zweite Tochter, die jedes zweite Wochenende bei ihm verbringt, ein eigenes Zimmer. Das erste Kind wurde vom neuen Partner der Mutter adoptiert.

Die vergangenen sechs Jahre waren kein Spaziergang. Es gab Rückschläge und zähflüssige Verhandlungen mit Dutzenden von Beamten und Gläubigern - ein Behördenmarathon der gröberen Art. Und nicht alle waren hilfsbereit. So musste sich Grimm von einer Steuerbehörde, die er um einen Rat gefragt hatte, sagen lassen: "Wir sind eine Steuerbehörde und keine Beratungsstelle für ratlose Beistände."

Zunächst hatte Grimm aber darum zu kämpfen, dass er überhaupt Beistand sein durfte. Als Isler in eine grössere Stadt zog, verfügte die Sozialbehörde, dass nun eine Amtsperson seine Interessen wahrnehmen würde. Grimm argumentierte, dass der Fall sehr komplex sei und dass er ihn wohl besser kenne, als es eine vielbeschäftigte Amtsperson jemals könnte.

«KESB verursacht "enormen Aufwand".»

Grimms Insistieren führte zum Erfolg. Kurz darauf nahm die neu geschaffene Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) ihre Tätigkeit auf. Und damit wurde es kompliziert. "Die Vorgaben dieser Behörde führten zu einem enormen Aufwand", sagt Grimm. "Allein die periodische Berichterstattung füllt einen ganzen Ordner."

Statt ihm Steine in den Weg zu legen, könnte sich die öffentliche Hand bei Grimm bedanken: Bevor er sein Mandat übernahm, hatte Isler den Staat rund 120 000 Franken für Therapien und andere Massnahmen gekostet. Nicht auszurechnen, was man noch hätte zahlen müssen, wenn Isler nicht Tritt gefasst hätte.

"Obwohl es viele mühsame Phasen gab, hatte ich mit mehrheitlich wohlgesinnten Leuten zu tun", sagt Urs Grimm, "und die haben ihre Kompetenzen manchmal bis an die Grenzen ausgeschöpft." Den grössten Beitrag habe allerdings Islers Arbeitgeber geleistet - ohne dessen Grosszügigkeit hätte es nicht funktioniert.

"Diese Firmenkultur, auch schwierigen Problemen nicht auszuweichen, verdient meinen vollen Respekt", sagt Grimm. Er selbst hat neben seiner Arbeit als Architekt rund 1500 Stunden aufgewendet, um Tobias Isler wieder auf die Beine zu helfen. Die Akten füllen elf Ordner. "Es gab schon auch Phasen, in denen ich mich fragte, was das Ganze soll", sagt er rückblickend. Doch mit dem Ergebnis kann er mehr als zufrieden sein.

Islers Götti verhandelt mit den Gläubigern. Er bewegt sie dazu, auf Forderungen zu verzichten.

\*Name geändert.

«"Ich habe mir eine Lehre nicht zugetraut. Mein Selbstwertgefühl war sehr schlecht." Tobias Isler\*, Elektriker.

## Fort mit Felix

Haustiere.

Schwere Zeiten für Vierbeiner: Pro Jahr werden 20 000 Haustiere einfach vor die Tür gesetzt.

TEXT: MARTIN VETTERLI.

So einen Sommer hat Hermine Dörig noch nicht erlebt. "Wir sind mit der Arbeit kaum nachgekommen. Ich hatte keine ruhige Minute", sagt die beim jurassischen Tierschutzverein AJPA Verantwortliche für Kleintiere. Überall seien Katzen ausgesetzt worden, so viele wie nie zuvor. Dabei habe sie schon vor den Sommerferien nicht mehr gewusst, wohin mit den Büsi, die man bei ihr abgegeben hatte.

«Tausende von Katzen jedes Jahr.»

Den grossen Schock erlebte Hermine Dörig in der letzten Juliwoche. In einem einsamen Waldstück in der Nähe von Pruntrut war eine Schildpattkatze gefunden worden - fest verschnürt in einer Caritas-Bananenkiste. Die Katze war stark abgemagert, sah wie eine Katzengreisin aus. Bei der Untersuchung durch den Tierarzt stellte sich heraus, dass das Tier höchstens drei Jahre alt war. "Ich kann nicht verstehen, dass man eine Katze so ablegt. Sie hätte keine Chance gehabt."

Lange Zeit habe es den Anschein gemacht, dass die Informationskampagnen wirken, sagt Anouk Benziad, Leiterin des Katzenheims des Basler Tierschutzbundes. Doch die vergangenen ein, zwei Jahre haben die Tierschützerin ernüchtert. "Allein im ersten Halbjahr mussten wir mehr Katzen aufnehmen als vor 20 Jahren in einem ganzen Jahr."

Am schlimmsten sei es aber während der Sommerferien gewesen. Die Tierschützer von Vier Pfoten sprechen von "rund 20 000 ausgesetzten Tieren pro Jahr". Es handle sich um eine Schätzung, relativiert Sprecherin Valenda Penne. Die Zahl umfasse nur Tiere, die in Heimen des Schweizer Tierschutzbundes abgegeben wurden.

Offizielle Statistiken über ausgesetzte Tiere gibt es keine für die Schweiz. Sie wären angesichts der hohen Dunkelziffer wohl auch nur bedingt aussagekräftig. Sich selbst überlassene Katzen und erst recht Kaninchen, Hamster und Meerschweinchen werden oft gar nicht gefunden. Sie verwildern oder sterben einen einsamen Tod. "Das Problem ist nicht der Sommer, sondern dass sich Leute Haustiere zulegen, ohne sich Gedanken zu machen, was mit ihnen passieren soll, wenn sie in die Ferien fahren", sagt Penne. "Wenn man eine Woche vor Abfahrt noch schnell einen Platz sucht, wirds sehr schwierig."

Die meisten Heime seien dann längst ausgebucht, sagt sie. Dass derzeit so viele Tiere ausgesetzt werden, sei ein Krisenphänomen, sagt die Baslerin Anouk Benziad. Viele Katzen würden bei ihr abgegeben, weil die Besitzer eine notwendige Behandlung beim Tierarzt nicht bezahlen wollen oder können. Viele seien gegenüber ihren Vierbeinern aber einfach nur gleichgültig. Immer mehr Katzen, die in Heimen landen, kommen aus zweiter Hand. Sie hatten in ihrem kurzen Leben schon mehrere Besitzer.

Auch teure Rassetiere werden abgegeben, etwa Bengalkatzen mit einwandfreiem Stammbaum, die bis zu 1800 Franken kosten. Oder Perserkatzen, weil man keine Lust mehr hat, sie täglich zu kämmen.

«Hunde werden nur selten ausgesetzt.»

Anders ist die Lage bei Hunden; im vergangenen Jahr wurden bloss fünf Fälle bekannt. Tierschutzkreise erklären sich das mit den höheren Anforderungen, die an Halter gestellt werden, und mit der Chippflicht für Hunde. Politisch hat die Forderung, auch alle Katzen zu chippen, wenig Chancen. Der Bundesrat lehnte das vor zwei Jahren ab. Der Aufwand sei zu gross. Auf das Problem, dass immer mehr Katzen ausgesetzt werden, ging er nicht ein, und geschehen ist seither nichts. In Deutschland dagegen diskutieren die Länder seit letztem Frühling eine Chippflicht für Katzen - als Massnahme gegen das Aussetzen der Tiere.

"Viele sind gegenüber ihren Vierbeinern einfach nur gleichgültig." Anouk Benziad, Leiterin des Katzenheims des Basler Tierschutzbundes.

## "Ich bin wie der Hall in der Kirche"

Fritz Hauser und sein niederländischer Kollege Rob Kloet geben Kurzkonzerte für fünf Zuhörer. Es sind Reisen in die Welt der Töne, und einer der Musiker bleibt dem Publikum verborgen.

AUFGEZEICHNET VON MARTIN VETTERLI FOTO: ANDREAS ZIMMERMANN.

Wir gehen immer gleich vor. Die Leute treten aus der Sonne heraus in unseren abstrakten Raum aus Stoff, wenden sich nach links, nach rechts und setzen sich auf die fünf Stühle unmittelbar vor das magisch schimmernde Schlagzeug; ein kleiner Raum, der von roten Vorhängen umhüllt ist. Sie haben keine Ahnung, wie gross der Klangraum ist, der sich hinter den Vorhängen auftut, und was sich dahinter verbirgt. Das bleibt unser Geheimnis.

Rob Kloet setzt sich hinter sein Schlagzeug, hält die kurze Eröffnungsrede und stellt seine Fragen: wie alt die Leute sind, wo sie geboren wurden, was sie in den letzten zwei Wochen beeindruckt hat. Das ist der Ausgangspunkt für unsere Improvisation. Ich aber bleibe verborgen hinter dem Vorhang. Und die Konzertbesucher bleiben mir verborgen.

Mich erinnert die Situation an eine Geschichte meiner Mutter, die im hohen Alter von 74 auf eine Safari ging und im Busch in einem Zeltcamp übernachten musste. Einmal wachte sie mitten in der Nacht auf und nahm zuerst nur diesen eigentümlichen Geruch wahr. Erst dann spürte sie eine unheimliche Präsenz unmittelbar neben sich. Ein Elefant war in das Camp eingedrungen und neben ihrem Zelt stehen geblieben. Du hier, der Elefant da und dazwischen nur ein Stück Stoff. Das ist schon ziemlich heftig.

In unserem Experiment bin ich dieser Elefant.

«Man darf die Ideen nicht bewerten.»

Die Intimität der Situation ist speziell. Und auf Robs einfache Fragen gab es Statements, die ich so nicht erwartet hätte. Zum Beispiel erklärte eine Frau, sie lese prinzipiell nichts. Keine Zeitung, keine Zeitschriften, keine Bücher, rein gar nichts. Sie höre nur Musik. Da hätte ich gerne ein Guckloch im Stoff gehabt, um mir auch einen visuellen Eindruck zu verschaffen.

Der kniffligste Moment war mit jenen Holländern, die nach Robs erstem Satz sagten, er könne holländisch mit ihnen reden, und gleich losplauderten. Rob wartete, erklärte dann aber, er wolle lieber bei seiner Routine bleiben und deutsch sprechen. Aber sie wollten das partout nicht zulassen. Erst als er zu spielen begann, bekamen wir die Situation wieder in den Griff.

Unter Jazzmusikern erzählt man sich gern die Geschichte von jenem Bassisten, der nach einer Woche seinem Schlagzeuger sagte: "Ich spiele nicht gern mit dir. Ich versuche ständig, so zu spielen, dass du gut klingst. Du aber versuchst das nicht einmal." Genau darum geht es bei Improvisationen: zu erreichen, dass der andere möglichst gut klingt. Das geht nur, wenn man sich gegenseitig akzeptiert, Ideen nicht bewertet und sich nicht ständig überlegt, warum der nun dies und warum gerade das spielt. Dann kannst du gleich aufhören. Wenn du aber denkst, "okay, das nehmen wir und bauen etwas dazu, damit es noch besser, noch spannender, noch konturierter klingt", kann es funktionieren. Das sind die schönen Momente.

Auch wenn es mir nicht leichtfällt, will ich mich bei dieser Improvisation zurücknehmen. Die Leute sind ganz nahe bei Rob, verfolgen seine Aktionen aus kürzester Distanz, hören seine Klänge und Rhythmen, wie wenn sie diese selber spielen würden.

Wenn ich aus dem Verborgenen die Führung übernehmen würde, entstünde sofort eine kompositorische Dynamik, von der sich die Zuhörer ausgeschlossen fühlten: Es geht nicht auf, wenn plötzlich der Schlagzeuger im Off bestimmt. Ich bin wie der Hall in der Kirche. Ein Hall, der eine gewisse Eigendynamik entwickelt und aufgeworfene Gedanken zu Ende denkt.

«Sie sind ganz bei sich, ganz Musik.»

Anfangs spielten wir zwölf Improvisationen à 25 Minuten. Da kommt man an Grenzen - und man muss zulassen, dass eine Komposition richtig langweilig wird. Dann ist es wie an einem Tag nachmittags um drei, wenn man so faul ist, dass man sich nur noch hinlegen möchte. Aber die Besucher tauchen gerne in die zeitlose Atmosphäre und sind auch zufrieden, wenn wenig geschieht. Die Leute haben uns Künstler ja eigentlich sehr gern - auch wenn wir ihnen nicht ganz geheuer sind.

Wenn die Musik nach 20 Minuten ausklingt, brauchen die meisten einen Moment, bis sie wieder zurück in der Welt sind. Sie sitzen meist versunken da, ganz bei sich, ganz Musik. Aber wenn sie hinausgehen, strahlen sie vor Freude. Alle. Wir verabschieden sie vor dem roten Tuch mit einem Händedruck. Es hat etwas vom Zirkus mit seinen Elefanten und dem geheimnisvollen Dompteur.

«Veranstaltungshinweis.»

Vom 11. bis 13. September ist "Das Schlagzeug im Schlagzeughaus" in Basel. www.schlagzeug-im-schlagzeug.ch, www.fritzhauser.ch.

«Beobachter online.»

Kostproben der Musik hören Sie auf www.beobachter.ch/ohrenzeuge.

«"Eine gewisse Eigendynamik": Rob Kloet vor Fritz Hausers Armen.

«"Wenn die Leute hinausgehen, strahlen sie vor Freude. Alle." Fritz Hauser, 62, Jazzmusiker.

## Wilhelm Tells giftiges Erbe

Umwelt.

Im Kalten Krieg schoss die Schweiz aus allen Rohren. Nun muss aus 2500 Schiessständen schädliches Blei entsorgt werden. Dass die Armee kaum daran zahlt, stört Lokalpolitiker.

TEXT: DANIEL BUeTLER FOTOS: SIMON IANNELLI.

Der Schiessstand ist schön gelegen, umgeben von Getreidefeldern und Wiesen. Idyll pur. Doch Stefan Hübscher hat Sorgen: "Ich hätte nie gedacht, dass das solche Dimensionen annimmt", sagt der Bauverwalter von Seedorf im Berner Seeland. Abertausende von Gewehrpatronen, die während Jahrzehnten auf die Schiessscheiben abgefeuert wurden, haben das Erdreich im Kugelfang stark mit Blei belastet - es auszubaggern und zu entsorgen kostet 400000 Franken. Hübscher schüttelt den Kopf. "Das Ganze ist viel zu teuer."

Wie Hübscher ergeht es derzeit Gemeindevertretern im ganzen Land. Bis 2020 müssen gegen 2500 zivile Schiessstände saniert werden, so will es der Bund. Das ist ungefähr einer pro Gemeinde. Viele empfinden das als Strafaufgabe. In finanzschwachen Kantonen wie Solothurn und Bern schieben klamme Kommunen die Arbeit vor sich her.

«Flaues Gefühl wegen der hohen Kosten.»

So zum Beispiel Sigriswil. Acht Schiessanlagen hat die weitläufige Berner Oberländer Gemeinde. Wie viele saniert werden müssen, ist noch nicht geklärt, trotzdem hat Gemeinderatspräsident Alfred Santschi ein flaues Gefühl im Magen. Er rechnet mit Kosten von gegen einer Million Franken. Es könnte auch mehr werden: Bei den Arbeiten im bergigen Gelände müssen wohl Helikopter zum Einsatz kommen. "Wenn die Gemeinde mehr als 100 000 Franken übernehmen muss, haben wir ein Problem", sagt Santschi. Sigriswil müsste an eine Steuererhöhung denken: "Was die Bevölkerung allerdings ablehnen würde."

Bis vor wenigen Jahrzehnten war Schiessen hierzulande patriotische Pflicht. Im Kalten Krieg hatte die Schweiz im Verhältnis zur Bevölkerungszahl eine der grössten Armeen der Welt. Ein rechter Schweizer hatte sein Sturmgewehr zu Hause im Schrank und schoss regelmässig sein "Obligatorisches". In jedem noch so kleinen Dorf gab es einen Schützenverein. Für die männliche Landbevölkerung war Schiessen eine der populärsten Freizeitaktivitäten. Und das aus Tradition: War nicht schon der helvetische Urheld Wilhelm Tell ein Schütze gewesen?

Das Ergebnis der patriotischen Schiesserei: 30 000 bis 40 000 Tonnen Blei sowie bis zu 2000 Tonnen Antimon stecken in Schweizer Böden, schätzt das Bundesamt für Umwelt. Macht pro Gemeinde im Schnitt etwa 15 Tonnen Blei, die potenziell Grundwasser, Gewässer und Böden gefährden. Und damit auch Mensch und Tier: Blei lagert sich nach regelmässiger Aufnahme in den Knochen ab und wird nur sehr langsam wieder ausgeschieden. Das kann zu einer chronischen Vergiftung führen. Antimon ist ähnlich toxisch wie Arsen und schädigt Herz, Niere und Leber. Also muss das Gift weg. Im Rahmen eines landesweiten Aufräumens von Altlasten.

In Seedorf führt Bauverwalter Stefan Hübscher mit einer Mischung aus Ärger über den Aufwand und Stolz auf das Erreichte durch den Schiessstand Löhr. Bei der Bodenanalyse hatte sich herausgestellt, dass ein viel grösserer Teil des Erdreichs schadstoffbelastet war als angenommen - vor Jahrzehnten war Material umgeschichtet worden, das trieb nun die Sanierungskosten in die Höhe. Dabei, sagt Hübscher, kämen kleinere Gemeinden bei diesen Projekten nicht nur wegen der Kosten an ihre Grenzen.

Auch die Zusammenarbeit mit den zuständigen Ingenieurbüros sei sehr aufwendig. "Man könnte das viel professioneller umsetzen", kritisiert er. "Die Armee hat dafür Profis. Warum koordinieren nicht die diese Schiessstandsanierungen, statt dass jede Gemeinde für sich wurstelt?"

«Grosse Belastung für kleine Gemeinde.»

Der Schiessstand Löhr ist nur einer von mehreren in Seedorf. Wie viele saniert werden müssen, ist unklar, zu welchem Preis ebenfalls. Von der Rechnung von gut 400 000 Franken für die Anlage Löhr bezahlt die Gemeinde etwas mehr als 50 000. Der Kanton übernimmt rund 250 000 Franken, der Bund 80 000. Der Schützenverein bezahlt nur 10 000 Franken.

Dass der Hauptverursacher der Bodenbelastung nur zu einem Bruchteil zur Kasse gebeten wird, widerspricht zwar dem Verursacherprinzip - doch es scheint dem politischen Konsens zu entsprechen, die einst als fast schon staatstragend betrachteten Schützenvereine grosszügig zu entlasten.

Höhere Kosten würden die Vereine ohnehin ruinieren, zumal viele mangels Nachwuchs aufgelöst oder zusammengelegt werden. Dazu kommt: Auch Armeeangehörige haben eifrig zur Bodenbelastung beigetragen. In erster Linie durch das ausserdienstliche obligatorische Schiessen, aber auch durch Truppen im Dienst, die zivile Schiessanlagen nutzten.

«Streit um das "Obligatorische".»

Lieber als die Schützen attackieren Lokalpolitiker daher die Eidgenossenschaft - und insbesondere die Armee. Der Bund zahlt heute schweizweit 8000 Franken pro Scheibe, diese Beträge sind fix und decken in der Regel etwa 40 Prozent einer Schiessstandsanierung. Das ist zu wenig, findet der Seedorfer Bauverwalter Hübscher. Und zahlreiche kommunale und kantonale Offizielle denken wie er: Zusätzlich zu den fixen Bundesbeiträgen müsse die Armee zahlen.

Das Eidgenössische Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) zahlt an die Schiessstandsanierungen heute nur den - meist minimen - Verursacheranteil der Truppen im Dienst. Für das "Obligatorische" vergütet das VBS nichts. Berner Kantonsparlamentarier wollten das ändern und via Standesinitiative höhere Armeebeiträge erzwingen. Die Kantonsregierung lehnte dieses Vorgehen zwar ab, will sich aber auf anderem Weg beim Bund für eine höhere VBS-Beteiligung einsetzen.

Forscher geht der Kanton Zürich vor: Bei der Sanierung des Schiessstands in Hüntwangen fand Zürich, das VBS sei für die durch das ausserdienstliche Schiessen entstandene Umweltbelastung haftbar, da es das "Obligatorische" ja schliesslich verordnet habe. Die entsprechenden Kosten wurden kurzerhand dem Verteidigungsdepartement verrechnet.

«Es geht um 500 Millionen Franken.»

Dieses rekurrierte, blitzte aber Anfang Jahr vor dem Zürcher Verwaltungsgericht ab. Nun kommt der Fall vor Bundesgericht. Das VBS sieht sich dank einem früheren Urteil im Recht. Das höchste Gericht befand 2005 im Fall Arth-Goldau, der Bund schreibe zwar das ausserdienstliche obligatorische Schiessen vor, dessen "Vollzug wie auch der Betrieb der Anlagen" obliege aber den Kantonen und Gemeinden. Daher seien diese haftbar.

Sicher ist: Ein Entscheid des Bundesgerichts gegen das Departement von Verteidigungsminister Ueli Maurer hätte Konsequenzen. Das Bundesamt für Umwelt schätzt die landesweiten Gesamtkosten für Schiessstandsanierungen auf 500 Millionen Franken. Von den bereits aufgewendeten 120 Millionen Franken übernahm das VBS bisher bloss vier Millionen.

Falls Kommunen und Kantone nun hoffen, künftig einen grossen Kostenanteil auf das VBS abwälzen zu können, dürften sie enttäuscht werden. Gestützt auf die Schusszahlenstatistik, beziffert das VBS den Anteil des obligatorischen Schiessens an der Gesamtbleibelastung auf maximal elf Prozent: rund 50 der 500 Millionen Franken. Nebenbei: Die Armee muss auch noch ihre eigenen Schiessanlagen aufräumen - was schätzungsweise ebenfalls 500 Millionen Franken kostet.

«Sanierungen "völlig übertrieben".»

In Hölstein BL sind die Bagger wieder weg. Das Waldenburger-Bähnchen tuckert gemächlich vorüber. Jenseits der Gleise befinden sich die zwei Schiessstände - mitten im Grundwassergebiet. Sie sind bereits saniert. Für das finanzschwache Hölstein waren die Kosten von 100 000 Franken beträchtlich, so Gemeinderätin Simone Wisler. Sie moniert: "Das Blei war jahrzehntelang im Boden, Schäden wurden nie festgestellt. Wir haben viel Geld ausgegeben, einen offensichtlichen Nutzen haben wir aber nicht."

Das Grundwasser sei nicht mit Blei belastet, bestätigt der für das Projekt zuständige Geologe Wilhelm Fries. Er spricht von einer "administrativ beschlossenen Sanierungspflicht". Ins gleiche Horn wie Wisler blasen die Gemeindevertreter von Seedorf und Sigriswil: Die Sanierungen seien völlig übertrieben, früher hätten Schafe im Kugelfanggebiet geweidet, keines sei je verendet. Die Bevölkerung sehe den Sinn des teuren Aufräumens nicht.

Solche Aussagen bringen Ursin Ginsig auf die Palme. Als Umweltnaturwissenschaftler und Geschäftsführer der Klotener Entsorgungsfirma Eberhard Recycling ist er Altlastenexperte. Blei sei keineswegs ungefährlich, stellt er klar. Auf Kugelfängen weidende Tiere seien schon verendet. Längerfristig könne das Gift zudem ins Wasser gelangen. Eine Studie des Umweltbüros Geotest hält ausserdem fest: Wegen der geringen Mobilität von Blei im Boden sei zwar meist keine unmittelbare Gefährdung gegeben, eine signifikante Grundwasserbelastung "erst nach mehreren Jahrhunderten" zu erwarten. Bei Antimon seien die Fristen aber kürzer - insgesamt gehe von Kugelfängen daher ein "erhebliches Schadstoffpotenzial" aus. Je nach Bodenbeschaffenheit könne eine Grundwasserbelastung sehr schnell eintreten, betont auch das Bundesamt für Umwelt: "Gelangen Blei und Antimon aus den Schiessanlagen in die Nahrungsmittelkette, so werden die Konsumenten chronisch gefährdet."

Doch wohin mit dem Abfall? Stark belastete Erde wird in speziellen Waschanlagen gereinigt, das Blei rezykliert. Schwächer belastetes Material hingegen landet, Blei inklusive, auf Deponien: laut Experten eine Wertstoffverschwendung. Viel Blei bleibt auch im Boden. Wo weder Landwirtschaftsland noch Wasser gefährdet sind, wird nicht aufgeräumt. 1500 Schiessanlagen - etwa in Wäldern - werden den nachfolgenden Generationen überlassen. Mitsamt dem Gift.

«Wie kommt man vom Blei weg?

In Seedorf erklärt Bauverwalter Hübscher, wie die Bleiverschmutzung bei neuen Anlagen vermieden wird: Hinter jeder Schiessscheibe fängt ein Kunststoffkasten die Kugeln ab, das Blei wird eingesammelt. "Man könnte ja auch virtuell schiessen", meint Hübscher, um vom Blei wegzukommen. Was er halb scherzhaft meint, ist zu einem gewissen Grad Realität: Laut einem Armeesprecher trainiert das Militär seit Jahrzehnten mit Simulatoren. Er schränkt aber ein: "Es ist klar: Den scharfen Schuss wird man damit nie vollständig ersetzen können."

Das Verschiessen von Blei bleibt der Schweiz also erhalten. Laut Angaben des Bundesamts für Umwelt landen in den Kugelfängen jedes Jahr etwa 200 zusätzliche Tonnen des giftigen Schwermetalls.

"Warum koordiniert nicht die Armee die Sanierung, statt dass jede Gemeinde für sich wurstelt?" Stefan Hübscher, Bauverwalter der Berner Gemeinde Seedorf.

Wir haben viel Geld ausgegeben, einen offensichtlichen Nutzen haben wir aber nicht." Simone Wisler, Gemeinderätin von Hölstein.

«Pro Gemeinde 15 Tonnen Blei im Boden: sanierter Schiessstand Löhr in Seedorf BE.

«Die Beseitigung der Altlasten kostete 400 000 Franken: Stefan Hübscher, Bauverwalter von Seedorf, im Schiessstand Löhr.

## Den Wildwuchs zähmen

Wo soll die Schweiz wachsen? In den bereits bebauten Gebieten, wo noch viel Potenzial für Verdichtung besteht, sagen Landschaftsschützer. Doch in den Städten macht das vielen Menschen Sorgen: Sie befürchten einen Verlust an Lebensqualität.

Text: Reto Westermann.

Alle Jahre wieder saust der Presslufthammer nieder" - Jörg Müllers Kinderbuch von 1973 zeigt in grossformatigen Bildern, wie aus einem ländlichen Idyll ein grauer Siedlungsbrei mit Fabriken, Wohnblöcken, Supermärkten und viel Verkehr wird. Genützt hat Müllers Mahnfinger wenig: "Ueber die Schweiz ist ein richtiger Siedlungs-Tsunami hinweggefegt", sagt Raimund Rodewald, Geschäftsleiter der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz. Die Zahlen geben ihm recht: Aktuell wird jede Sekunde ein Quadratmeter Kulturland überbaut.

Richtig begonnen hat das Wachstum in der Nachkriegszeit. "In den fünfziger und sechziger Jahren gab es einen Bauboom", sagt Martin Vinzens, Chef der Sektion Siedlung und Landschaft des Bundesamts für Raumentwicklung (ARE). Damals prosperierte die vom Krieg verschonte Industrie, Wohlstand machte sich breit. Gleichzeitig wurde massiv ins Verkehrsnetz investiert - die ersten Autobahnen entstanden.

«Erstes Raumplanungsgesetz kam 1979.»

Weil sie nun per Auto schnell erreichbar waren, stieg die Attraktivität der ländlichen Gemeinden. Man zog grosse Wohnsiedlungen hoch, baute Einfamilienhäuser. Rasch weiteten sich die Dörfer aus. Ein Raumplanungsgesetz auf Bundesebene fehlte damals. Einige Gemeinden kanalisierten das Wachstum mit einer eigenen Ortsplanung, andere liessen dem Geschehen freien Lauf. Zwar existierte seit 1969 ein Artikel zur Raumplanung in der Bundesverfassung, doch der Gesetzesvorschlag dazu hatte keine Chance. "Damals wurden Ängste geschürt, das Gesetz ebne den Boden für eine sozialistische Planwirtschaft - mitten im Kalten Krieg ein No-Go", sagt Martin Vinzens vom ARE.

Erst 1979 wurde ein Raumplanungsgesetz verabschiedet. Es lenkte vieles in geordnetere Bahnen. Stoppen konnte es die Zersiedelung aber nicht. Die wirtschaftliche Entwicklung sorgte für Wachstum. Während die Bevölkerung zwischen 1983 und 2007 um 18 Prozent zulegte, wuchs das Bruttoinlandprodukt in diesem Zeitraum um 57 Prozent. Mit höheren Einkommen stiegen die Ansprüche und die Wohnfläche pro Kopf. Genügten 1980 noch durchschnittlich 34 Quadratmeter pro Person, sind es aktuell 45.

Untersuchungen der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL in Birmensdorf zeigen, dass die Zersiedelung zu 70 Prozent auf die gestiegenen Ansprüche bei der Wohnfläche und nur zu 20 Prozent auf das Bevölkerungswachstum zurückzuführen ist.

«Der Fall Galmiz.»

Die immer stärkere Zersiedelung führte zu einem Umdenken. Ein Wendepunkt war der Fall Galmiz: 2004 wollte der Kanton Freiburg bei dem Ort 55 Hektaren Kulturland für einen Pharmakonzern einzonen. Dagegen regte sich Widerstand, gleichzeitig wurden die Schwächen des Raumplanungsgesetzes sichtbar: Es hätte die Umzonung zugelassen. Umwelt- und Landschaftsschützer lancierten deshalb die Landschaftsinitiative, die ein 20-jähriges Moratorium für die Einzonung neuen Baulands verlangte. Ein Grossteil der Anliegen wurde vom Bund in die Anpassung des Raumplanungsgesetzes aufgenommen, die Initianten zogen ihre Vorlage zurück. Im März 2013 stimmte das Volk der Revision zu. "Das neue Gesetz bringt einen Paradigmenwechsel - wenn es richtig umgesetzt wird", sagt Landschaftsschützer Rodewald, der zu den Vätern der Landschaftsinitiative gehört.

Kernpunkt des Gesetzes ist der Umgang mit dem Boden: Das Ziel ist es, vor allem innerhalb des bestehenden Siedlungsgebiets zu bauen. Die Kantone müssen bis 2019 aufzeigen, wie viel Land sie benötigen. In diesem Zeitraum darf nur eingezont werden, wenn anderswo dieselbe Fläche ausgezont wird. Forciert wird die Entwicklung nach innen vor allem durch die Nutzung bestehender Reserven und die Abstimmung des Baulandbedarfs über die Gemeindegrenzen hinaus. Das Gesetz verbietet zudem das Horten von Bauland. Die dazu nötige Handhabe müssen die Kantone künftig im Baugesetz festlegen. Trotzdem soll dieses das Wachstum nicht blockieren: "Die Flächen im bestehenden Siedlungsgebiet bieten bereits heute ein grosses Potenzial", sagt Martin Vinzens vom ARE.

Wie gross die Potenziale sind, zeigen verschiedene Erhebungen (siehe "Das Verdichtungsradar", Seite 8). So hat die Professur für Raumentwicklung der ETH Zürich errechnet, dass sich in den bestehenden Bauzonen Wohnraum für bis zu 1,9 Millionen Menschen realisieren liesse. Vor allem in den Agglomerationen sind viele Grundstücke weniger dicht bebaut, als erlaubt wäre. Dazu kommen brachliegende Industrieareale und ungenutzte Parzellen an zentralen Lagen. "Die Besitzer wollen das Land für später aufheben oder sehen keine wirtschaftliche Notwendigkeit für eine Nutzung", sagt Karin Hollenstein von der ETH. Genau solche Grundstücke könnten bald benötigt werden, denn das Bundesamt für Statistik geht von einer Bevölkerungszahl von bis zu zehn Millionen Menschen im Jahr 2030 aus.

«Strategien gegen verbreitete Sorgen.»

Das bestehende Siedlungsgebiet bietet zwar genügend Reserven, doch die bauliche Verdichtung löst zum Teil Unbehagen aus. Vielenorts ist die Angst zu spüren, es werde alles zugebaut. "Die Verdichtung muss massgeschneidert erfolgen, und es darf keine flächendeckenden Aufzonungen ohne Rücksicht auf das Bestehende geben", sagt Heidi Haag von der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung (VLPASPAN). Karin Hollenstein von der ETH hofft auf mehr Eigeninitiative der Behörden: "Die Gemeinden müssen vorausdenken und selber aktiv werden." Etwa indem sie Besitzer strategisch wichtiger, unbebauter Grundstücke kontaktieren oder mit mehreren Grundeigentümern nach parzellenübergreifenden Lösungen suchen. Ein typisches Beispiel für die Potenziale im Siedlungsgebiet ist die Migros-Filiale im Thuner Dürrenast-Quartier. Das einstöckige Gebäude und der Parkplatz nutzen die Fläche im sonst dicht bebauten Quartier schlecht. Nun soll das Areal mit mehrstöckigen Häusern überbaut werden. Die Parkplätze sowie die Migros-Filiale finden künftig im Untergeschoss Platz.

«Liebäugeln mit neuen Volksinitiativen.»

Wie man die Verdichtung klug anpackt, zeigt auch die Stadt Aarau, die letztes Jahr den Wakkerpreis erhalten hat. Aarau fördert die Neubebauung alter Industrieareale mit dichten Stadtquartieren. Dafür bleiben die Altstadt und die durchgrünten Villen- und Einfamilienhausquartiere unangetastet. "Das zeigt, dass Verdichtung nicht zur Zerstörung des Ortsbilds führt, sondern die Qualität sogar steigern kann", sagt Martin Vinzens vom ARE. Solche Beispiele sind wichtig, denn das revidierte Raumplanungsgesetz ist zwar seit Mai 2014 in Kraft, muss nun aber bis 2019 in die Gesetzgebung der Kantone einfliessen, was Abstimmungen nötig macht. Sowohl Gegner als auch Befürworter beobachten die Gesetzesanpassungen genau.

Die Gegner könnten sich gegen eine Einführung wehren, weil die Autonomie der Gemeinden zu stark beschnitten wird oder die Angst vor mehr Dichte zu gross wird. Die Befürworter hingegen befürchten, ihre Grundidee werde verwässert: "Wenn der Schutz des Kulturlands unter die Räder kommt, müssten wir eine zweite Initiative realisieren", sagt Raimund Rodewald von der Stiftung Landschaftsschutz.

Schützenhilfe erhält er von den Jungen Grünen. Sie haben im April die Zersiedelungsinitiative lanciert. Sie verlangt, dass man Kulturland nur noch einzonen darf, wenn dieselbe Fläche an Bauland ausgezont wird. Würde die Initiative angenommen, wäre es Zeit für Teil zwei von Jörg Müllers Kinderbuch - mit Baggern, die Fabrikhallen abreissen, und Bauern, die Äcker anlegen als Kompensation für Flächen, die anderswo bebaut werden.

"In den Sechzigern wurden Ängste geschürt, ein Raumplanungsgesetz führe zu sozialistischer Planwirtschaft." Martin Vinzens, Bundesamt für Raumentwicklung.

"Es darf keine flächendeckenden Aufzonungen ohne Rücksicht auf das Bestehende geben." Heidi Haag, Schweizerische Vereinigung für Landesplanung.

«Links.»

Revision des Raumplanungsgesetzes: www.are.admin.ch/RPG1 Projekt Raum+ der ETH Zürich: www.raumplus.ethz.ch.

«1953 Die Gemeinde Spreitenbach im Limmattal ist ein Beispiel für die Zersiedelung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Schweizer Mittelland einsetzte. Das Luftbild auf dieser Seite ist flussabwärts in Richtung Baden, das Bild rechts in Richtung Zürich aufgenommen.

«2009.

«Hohe Dichte nur in den Ballungsräumen: So eng wohnt die Schweiz.»

Die Dichtekarte der Schweiz zeigt, wie eng wir wo zusammenleben. Sie beruht auf den Daten der Volkszählung und der Einwohnerregister. Massgebend ist die Anzahl Einwohner pro Hektare Siedlungsfläche. Ein Blick auf die Karte zeigt grosse regionale Unterschiede: Richtig dicht gewohnt wird vor allem in den grösseren Städten und in den regionalen Zentren des Mittellands, wo meist auch grosse Mehrfamilienhäuser stehen. Ausserhalb dieser Orte sinkt die Dichte rasch ab. Im ländlichen Deisswil im Kanton Bern beispielsweise wohnen auf einer Hektare Siedlungsfläche nur sechs bis zehn Menschen, in der Berner Altstadt oder im Aussenquartier Bethlehem hingegen teilen sich 150 bis 200 Menschen dieselbe Fläche Land.

Beobachter online.

Die Informationen zu Ihrer Gemeinde finden Sie auf der interaktiven Karte: www.beobachter.ch/siedlungsdichte.

« Schweizweit. Im ganzen Land kommen durchschnittlich 264,1 Einwohner auf einen Quadratkilometer.

« So dicht sind die Gemeinden bevölkert. Anzahl Einwohner pro Quadratkilometer (100 Hektaren) nutzbarer Fläche.

«Das Verdichtungsradar: Hier steckt das Wachstumspotenzial.»

Das revidierte Raumplanungsgesetz fordert eine Entwicklung nach innen. Vor allem innerhalb bestehender Siedlungsgebiete soll gebaut werden. Dort ist das Potenzial gross, denn viele Grundstücke sind unternutzt und könnten heute schon in Übereinstimmung mit den Baugesetzen dichter bebaut werden. Vor allem im Mittelland finden sich gemäss dem Verdichtungsradar, das die Immobilien-Beratungsfirma Wüest & Partner erhoben hat, viele unternutzte Grundstücke - genau dort, wo auch die Nachfrage nach Wohn- und Dienstleistungsflächen gross ist. So hat die Region St. Gallen ein Nachverdichtungspotenzial von 29 Prozent, Genf von 38 Prozent, und im Raum Yverdon könnten die Flächen gar um 50 Prozent erhöht werden.

Schweizweit.

So hoch ist das Verdichtungspotenzial der ganzen Schweiz (Zahlen gerundet):

Bestand Raumnutzer.

Einwohner (2013) 8 140 000.

Beschäftigte (2011) 4 857 000.

Verdichtungspotenzial.

Potenzielle Einwohner 11 234 000.

Potenzielle Beschäftigte 6 333 000.

Verdichtungspotenzial total: 37%.

«Wo man noch verdichten könnte.

## Wir sind an der Quelle

Mineralwasser.

Die besten Mineralwässer gibt es nicht im Laden zu kaufen - sie sprudeln aus den Trinkbrunnen in der Nähe von Mineralquellen.

TEXT: PIA SEILER; FOTOS: SALLY MONTANA.

Die Schweiz, ein Binnenland ohne Rohstoffe? Mitnichten. Unser wertvollster Rohstoff ist durchsichtig und sprudelt ohne Unterlass: Wasser. Dabei entspringen dem Quellgebiet grosser europäischer Ströme vereinzelt ganz besondere Wässerchen - oft jahrzehntealt, thermisch aufgeheizt und besonders reich an Mineralstoffen und Spurenelementen. Unscheinbar treten sie in öffentlichen Brunnen vom bündnerischen St. Moritz bis Baden im Aargau zutage, oft vor bekannten Wellnessbädern, die kaum noch daran erinnern, dass der Bädertourismus mit Trinkkuren seinen Anfang nahm. Generationen suchten die Kurorte auf in der Hoffnung, ihre Leiden wegtrinken zu können - und bis heute sind die natürlichen Mineralwässer von Kennern hoch geschätzt (siehe "Was ist natürliches Mineralwasser?", Seite 63).

Eine der ältesten und eisenhaltigsten Mineralquellen des Landes befindet sich in St. Moritz, wo das Wasser nicht weniger als 15,8 Milligramm Eisen pro Liter enthält. Es tritt in der Ebene von St. Moritz Bad zutage und fliesst beim Heilbad-Zentrum ab speziellen Hahnen. Schon die Kelten wussten vom heilbringenden Wasser im Oberengadin, davon zeugt die Quellfassung aus zwei ausgehöhlten Lärchenstämmen, die bei Grabungen zum Vorschein kam. Forscher datieren das Holz auf 1466 vor Christus.

Drei Jahrtausende nach den Kelten reiste 1535 Paracelsus zur Quelle, die im Mittelalter eine Pilgerstätte zu Ehren des heiligen Mauritius war. Der Gelehrte, geboren im schwyzerischen Egg bei Einsiedeln, lobte die Heilkraft des Wassers über alle Massen. Es wirke gegen die "tartarischen Krankheiten" - worunter er chronische Hautleiden, Gicht, Rheuma, Asthma und Nervenleiden verstand. "St. Moritz war zu jener Zeit ein armes Bergbauerndorf und Paracelsus sozusagen unser bester Kurdirektor", sagt Robert Eberhard, langjähriger Chefarzt des Medizinischen Zentrums. Mit Paracelsus' Empfehlungen war der Grundstein zum Nobelkurort gelegt.

Das säuerliche St. Moritzer Mineralwasser (Gesamtmineralisation 1,8 g/l) prickelt wie Champagner: Es tritt mit frischen sechs Grad aus dem Boden, enthält natürliche Kohlensäure und viel Eisen, das allerdings an der Luft schnell oxidiert - deshalb der Name "ova cotschna", rotes Wasser. Da der Körper nur gelöstes Eisen aufnehmen kann, rät Eberhard, den Becher gleich ab Hahnen zu leeren oder die Flasche bis ganz an den Rand zu füllen und gut zu verschliessen.

«Wasser - die touristische Goldader.»

"Ova cotschna" ist eine gute Kalziumquelle. Ein Erwachsener sollte täglich einen Kalziumwert von 800 Milligramm erreichen, um dem Abbau der Knochensubstanz vorzubeugen; Frauen nach der Menopause empfiehlt Eberhard 1100 Milligramm. "Da sind die 319 Milligramm Kalzium pro Liter unseres Wassers doch schon ein schöner Beitrag", sagt Eberhard.

Gut 60 Kilometer von St. Moritz entfernt stösst man in Scuol-Tarasp erneut auf landesweit einzigartiges Wasser. Genauer: auf ein Gebiet mit über 20 hochmineralisierten Quellen. Die Hälfte ist gefasst und sprudelt dank einer geologischen Besonderheit: Zwischen Guarda und Prutz in Tirol hat die Erosion die kristalline und dolomitische Decke abgetragen und den wasserdurchlässigen Bündner Schiefer freigelegt. Das Regen- und Schmelzwasser löst je nach durchflossenen Gesteinsschichten Stoffe wie Natrium, Kalzium, Magnesium, Kalium, Eisen, Chlorid, Sulfat und tritt nach Jahren als Mineralwasser zutage (Gesamtmineralisation der stärksten Quelle über 15,7 g/l).

Die Quellen brachten Scuol-Tarasp nach dem Ausbau des Flüelapasses 1867 zum Blühen, und sie sind bis heute die Goldadern der Region. Drei Quellen fliessen in Scuol in vier Dorfbrunnen mit Doppel- oder Dreifachhahnen, etwa für das normale, ebenfalls recht gut mineralisierte Bergwasser und das Mineralwasser, das natürlich mit Kohlensäure durchsetzt ist. Alle drei Quellen enthalten gegen 50 Milligramm Magnesium und 284 bis 535 Milligramm Kalzium - mehr als die meisten Mineralwässer im Supermarkt. Für den Scuoler Internisten Christian Casanova bestimmen diese Werte die Qualität. Er rät, nur Mineralwasser zu kaufen, das mindestens 50 Milligramm Magnesium und 150 Milligramm Kalzium pro Liter enthält. "Wir in Scuol haben das Glück, dass wir in Pantoffeln an den Brunnen laufen und unser Mineralwasser abfüllen können", sagt der 61-Jährige, der viele Jahre leitender Arzt im Heilbad Bogn Engiadina in Scuol war.

«Es wirkt unmittelbar aufs Befinden.»

Das kalziumreichste Mineralwasser gibts in Scuol direkt ab Quellfassung am oberen Dorfrand: 852 Milligramm Kalzium enthält ein Liter Sfondraz-Wasser - ein europäischer Spitzenwert. Und bezüglich Magnesium, das Stoffwechselvorgänge begünstigt, belegt das Wasser des Lischana-Brunnens unten am Inn einen Spitzenplatz: In einem Liter Wasser stecken 460 Milligramm Magnesium - sechs Deziliter decken unseren Tagesbedarf.

Am besten wirke der Trunk kurmässig drei- bis viermal pro Jahr je zwei Wochen lang 30 Minuten vor den Mahlzeiten. Casanova konnte in einer Studie mit der Uniklinik Basel die unmittelbare Wirksamkeit des Lischana-Magnesiums nachweisen: "Bereits nach einer Woche stieg der Serumspiegel der Trinkkur-Testpersonen an, was ein klares Zeichen für eine bessere Magnesiumversorgung ist."

Hochmineralisierte Quellen finden sich auch im Unterland. Etwa in Baden AG mit seinen 18 Thermen, die anders als im Engadin 46,5 Grad warm aus dem Boden sprudeln (Gesamtmineralisation 4,6 g/l). Vieles im Bäderquartier ist im Umbruch, es wird gebaut und geplant, etwa ein neues Bad des Tessiner Architekten Mario Botta. Unverändert steht seit Jahrzehnten ein kleiner Brunnen da, etwas versteckt in der Passage des Staadhofs. Vor allem ältere Semester nutzen ihn. Mit gutem Grund: Das Wasser ist reich an Kalzium (503 mg/l), Magnesium (99 mg/l) und Kalium (63 mg/l).

«Wo Legionäre ins Wasser stiegen.»

Baden hiess einst Aquae Helveticae, ein römischer Name: Legionäre aus dem fünf Kilometer entfernten Lager Vindonissa (Windisch) hatten das warme Quellwasser 14 nach Christus entdeckt. Im Untergrund findet man bis heute römische Spuren. Auch Reste eines repräsentativen Badehauses sind erhalten geblieben, mit Arkaden aus Tuffstein, gebaut um 1400; ein Zeugnis des Badebetriebs im Mittelalter. Das Wasser stammt aus dem Muschelkalk der Faltenjura-Klus aus 1200 Metern Tiefe. Auf seinem langen Weg durch das poröse Gestein nimmt es Mineralien auf und tritt unter Hochdruck relativ warm aus dem Boden.

Das Mineralwasser speist das Thermalbad und steht der Öffentlichkeit an zwei weiteren Orten gratis zur Verfügung: Im Becken nahe dem Trinkbrunnen können Arthrosegeplagte Ellbogen und Handgelenke eintauchen, der Raum ist jeweils von 8 bis 20 Uhr offen. Neueren Datums ist das acht Meter lange Fussbad draussen an der Limmatpromenade: Sitzt man auf der Brunnenbank, die Füsse ins wohlig warme Wasser getaucht, lässt sich trefflich über Römer, Habsburger und Eidgenossen sinnieren, die hier ebenfalls ihre müden Knochen badeten.

In Scuol können die Leute in Pantoffeln Mineralwasser abfüllen.

«Beobachter online.»

Mehr Informationen zu den Quellen in Baden, St. Moritz und Scuol-Tarasp und weitere Bilder finden Sie im Internet: www.beobachter.ch/quellen.

«In anderen Weltregionen undenkbar: Gäste aus Mexiko geniessen in Scuol GR pures Mineralwasser.

«Das Lärchenholz ist fast 3500 Jahre alt: keltische Quellfassung in St. Moritz Bad.

«Mit oder ohne (natürliche) Blööterli? Miss Earth 2015 Corinne Schädler (rechts) und Arina Riatsch von Engadin Tourismus am Bügl Grond, dem Grossen Brunnen.

«Wohlig warmes Wasser: Fussbad an der Badener Limmatpromenade.

«Weitere öffentlich zugängliche Mineralwasserbrunnen.»

«Schinznach Bad AG.»

Ort: Brunnen vor dem Thermalbad-Eingang, Badstrasse 50.

Wasser: 45 øC, Gesamtmineralisation 2829 mg/l; Kalzium 384 mg/l, Magnesium 83 mg/l, Sulfat 1050 mg/l.

Trinken: maximal 5 dl/Tag, empfohlen bei Verdauungsstörungen, Reizmagen, Verstopfung.

Geschichte: 1654 auf einer Kiesbank der Aare entdeckt, bei einer Überschwemmung zugeschüttet und 1691 auf der anderen Aareseite wiederentdeckt. Im Lauf der Jahrhunderte entstanden Kurgebäude. 1998 lieferte eine erneute Bohrung in 370 Metern Tiefe das qualitativ beste Wasser; es ist 45 Grad warm und dient auch zum Heizen der Badegebäude.

«Bad Zurzach AG.»

Ort: Brunnen vor dem Thermalbad-Eingang, Dr.-Martin-Erb-Strasse 11.

Wasser: knapp 40 øC, Gesamtmineralisation 1007 mg/l; Hydrogenkarbonat 259 mg/l, Sulfat 255 mg/l, Fluorid 10,4 mg/l.

Trinken: maximal 4 dl/Tag; für eine gute Magen-Darm-Aktivität.

Geschichte: Die Schweizerische Sodafabrik veranlasste 1914 Sondierbohrungen zur Salzgewinnung und stiess in 416 Metern Tiefe auf eine warme Mineralwasser-Quelle. Der Arzt Martin Erb erkannte das Potenzial, doch erst 1955 entstanden erste Badebaracken, woraus sich der heutige Kurort entwickelte.

«Yverdon-les-Bains VD.»

Ort: Brunnen vor dem Centre-Thermal-Eingang, Avenue des Bains 22.

Wasser: 29 øC, Gesamtmineralisation 375 mg/l; Kalzium 49 mg/l, Magnesium 24 mg/l.

Trinken: empfohlen für eine gute Magen-Darm-Aktivität.

Geschichte: Die Römer eroberten den Ort 58 v. Chr. und nannten ihn Eburodunum. Ihre Militärbasis mit Soldaten, Handwerkern und Beamten befand sich im Bereich des heutigen Friedhofs. Sie leiteten die benachbarte, schwefelhaltige Thermalquelle in ihre Siedlung. Erste Gäste für Trink- und Badekuren trafen bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. ein.

«Zürich.»

Ort: Aqui-Brunnen auf dem Hürlimann-Areal, dem alten Brauereigelände, Brandschenkestrasse, Enge.

Wasser: 24 øC, Gesamtmineralisation 1028 mg/l; Natrium 318 mg/l, Fluorid 3,2 mg/l.

Trinken: maximal 1 l/Tag wegen relativ hohen Natrium- und Fluoridgehalts.

Geschichte: 1976 fand die Brauerei Hürlimann auf ihrem Gelände Wasser in 300 Metern Tiefe; es erwies sich als zu weich zum Bierbrauen. Man verkaufte es zunächst als Aqui-Mineralwasser. 1997 gab die Hürlimann-Brauerei auf. Seither sprudelt nur noch der neu gestaltete Brunnen.

«Bad Ragaz SG.»

Ort: Brunnen in der alten Dorfbad-Halle gegenüber dem Rathaus, Am Platz 1.

Wasser: 36,5 øC, Gesamtmineralisation 392 mg/l.

Geschichte: Um 1240 entdeckten Jäger die Thermalquelle. Mönche des nahen Benediktinerklosters schrieben dem Wasser heilende Wirkung zu. 1840 wurde das Thermalwasser in Holzleitungen von der Taminaschlucht ins vier Kilometer entfernte Bad Ragaz geleitet. Pensionen und noble Hotels entstanden und 1868 auch das Dorfbad für die Bevölkerung - ein klassizistischer Bau mit Trinkhalle und 17 Bädern. Die Bäder sind heute für Spa-Erlebnisse buchbar, die Trinkhalle ist öffentlich.

«Was ist "natürliches Mineralwasser"?

Natürliches Mineralwasser ist unverfälschtes Tiefenwasser - und das heisst nach Definition der Lebensmittelverordnung:

\* Es wird aus einer oder mehreren Quellen oder aus künstlich erschlossenen unterirdischen Wasservorkommen "besonders sorgfältig" gewonnen.

\* Es ist auf natürliche Weise mikrobiologisch einwandfrei.

\* Zusammensetzung und Temperatur dürfen nur unwesentlich schwanken.

\* Es muss in unmittelbarer Nähe der Quelle abgefüllt oder in Rohrleitungen zum Abfüllort geführt werden.

\* Es darf nicht behandelt und mit keinem Zusatz versehen werden.

## Streit mit dem Anwalt

Honorare. Die Beziehung zum Anwalt birgt Zündstoff. Nicht selten fühlen sich Klienten übervorteilt. Doch die Rechtsvertreter können nicht schalten und walten, wie sie wollen.

TEXT: KATHARINA SIEGRIST ILLUSTRATION: FELICE BRUNO.

«Das Honorar ist zu hoch.»

«Meine Anwältin verlangt pro Stunde 400 Franken. Ist das nicht überrissen?

Das Honorar kann zwischen Ihnen und Ihrer Anwältin frei vereinbart werden. Eine Obergrenze gibt es nicht. Der Stundenansatz kann sich nach den örtlichen Gegebenheiten, der Bedeutung, Schwierigkeit oder Dringlichkeit des Falls richten. Damit böse Überraschungen ausbleiben, hat Ihre Anwältin die Pflicht, Sie bei der Mandatsübernahme ungefragt über ihre Honorarbedingungen zu informieren.

Uebrigens: Statt eines Stundenhonorars können Sie mit Ihrer Anwältin auch eine Pauschale oder ein erstes Kostendach vereinbaren. Letzteres ist besonders dann eine gute Option, wenn Sie sich zuerst einmal einen Überblick über Ihre Prozesschancen und -risiken verschaffen wollen.

«Mein Anwalt will mir Sekretariatsarbeiten, seinen Aufwand für die Rechnungsstellung, seine Fahrspesen und die Mehrwertsteuer verrechnen. Darf er das?

Reine Sekretariatsarbeiten gelten im vereinbarten Anwaltshonorar als inbegriffen. Das gilt auch für die Rechnungsstellung: Der Anwalt ist verpflichtet, Sie periodisch über die Höhe des geschuldeten Honorars zu informieren und es in Rechnung zu stellen. Dafür darf er Sie nicht zusätzlich zur Kasse bitten. Anders sieht es aus bei den Reisekosten und den übrigen Barauslagen wie Porti und Telefonkosten. Sie können neben dem eigentlichen Honorar in Rechnung gestellt werden. Das gilt auch für die Mehrwertsteuer, die zum Anwaltshonorar hinzugerechnet wird.

«Ich kann die hohe Rechnung meiner Anwältin nicht nachvollziehen und will sie darum nicht bezahlen. Wie gehe ich am besten vor?

Verlangen Sie von Ihrer Anwältin als Erstes eine detaillierte Honorarrechnung. Dazu ist sie verpflichtet - und zwar entschädigungslos. Sie muss so ausgestaltet sein, dass Sie abschätzen können, ob die in Rechnung gestellten Positionen tatsächlich und in vollem Umfang geschuldet sind. Sie müssen nachvollziehen können, wer wann wie lange und wofür in Ihrem Fall gearbeitet hat.

Weigert sich Ihre Anwältin, eine detaillierte Abrechnung anzufertigen, oder bleiben einzelne Positionen weiterhin nicht nachvollziehbar, können Sie sich - sofern Ihre Anwältin Verbandsmitglied ist - an die Honorarkommission des kantonalen Anwaltsverbands wenden. Fragen Sie nach, ob dafür Kosten anfallen und wer diese tragen muss. Die Honorarkommission kann im Streitfall eingreifen und eine Lösung vorschlagen. Beachten Sie aber: Die Kommission beurteilt nur ausnahmsweise (in besonders krassen Fällen), ob der strittige Zeitaufwand tatsächlich angemessen war.

«Haftet er für seine Fehler?

«Mein Anwalt ist völlig unfähig. Weil ihm ein Fehler unterlaufen ist, habe ich den Prozess verloren. Muss er mir den Schaden ersetzen, der mir dadurch entstanden ist?

Das kommt darauf an. Ihr Anwalt wird natürlich nicht auf Erfolgsbasis honoriert, sondern dafür, dass er tätig wird und dabei sorgfältig vorgeht - ähnlich wie ein Arzt. Wenn Sie den Prozess verlieren, weil er eine Frist verpasst, die Verjährung nicht rechtzeitig unterbrochen oder klares Recht nicht gekannt hat, kann er haftbar sein. Wenn sich nämlich beweisen lässt, dass er unprofessionell gehandelt hat und Ihnen daraus ein bezifferbarer Schaden entstanden ist, muss er zahlen.

Ihr Anwalt muss aber nicht für jede Handlung oder Unterlassung geradestehen, die im Nachhinein betrachtet zu einem Schaden geführt hat. Das ist etwa der Fall, wenn das Gericht einfach eine andere Rechtsauffassung vertritt als Ihr Anwalt. Denn das Prozessrisiko tragen Sie. Es gehört aber zu den Pflichten des Anwalts, Sie über die Schwierigkeiten und Chancen Ihres Prozesses so aufzuklären, damit Sie sich des Risikos bewusst sind. Können Sie sich mit Ihrem Anwalt über einen allfälligen Schadenersatz nicht einigen, muss ein Gericht entscheiden.

«Sie verschleppt das Verfahren.»

«Meine Anwältin unternimmt nichts und verschleppt das Verfahren. Wie kann ich ihr Beine machen?

Suchen Sie zuerst das Gespräch. Oft gibt es Gründe, weshalb ein Anwalt zuwartet. Ihre Anwältin muss Sie jedoch über die gewählte Strategie und die Hintergründe ihres Vorgehens aufklären.

Gewisse Verzögerungen müssen Sie jedoch tolerieren. Ihnen dürfen dadurch aber keine Nachteile entstehen. Die Anwältin darf Ihre Angelegenheit auch nicht grundlos und unangemessen verzögern. Tut sie dies doch, verletzt sie möglicherweise standesrechtliche Pflichten. Sie können die Untätigkeit Ihrer Anwältin - sofern die Anwältin Verbandsmitglied ist - auch beim Standesgericht des kantonalen Anwaltsverbands rügen. Der Anwaltsverband kann Sanktionen verhängen. Sie reichen von einer Verwarnung bis zum Berufsausübungsverbot.

«Achtung, Interessenkonflikt!

«Mein Mann und ich wollten uns einvernehmlich scheiden lassen. Dafür liessen wir uns gemeinsam von einem Anwalt beraten. Nun weigert sich mein Mann, die gemeinsame Scheidungskonvention zu unterzeichnen. Kann mich unser Anwalt im Scheidungsprozess nun alleine vertreten?

Nein. Ihr Anwalt muss jeden möglichen Interessenkonflikt vermeiden. Daher kann er Sie und Ihren Ehemann auch nur so lange gemeinsam vertreten, als Sie sich untereinander einig sind. Sobald sich Ihre Interessen widersprechen, muss der Anwalt das Mandat niederlegen. Folge davon ist, dass Sie und Ihr Mann sich einzeln einen neuen Anwalt suchen müssen.

«Das Ende: Der Anwaltswechsel.»

«Ab welchem Punkt kann ich meiner Anwältin das Mandat kündigen und wie muss ich dabei vorgehen?

Kündigen Sie das Mandat, sobald Sie das Vertrauen in Ihre Anwältin verloren haben. Die Kündigung ist an keine besondere Form gebunden und kann jederzeit erfolgen. Am besten kündigen Sie aber schriftlich.

«Mein Anwalt will das Mandat wenige Tage vor einem wichtigen Gerichtstermin niederlegen. Darf er das?

Ja, auch Ihr Anwalt kann das Mandat jederzeit beenden. Aber: Kündigt er zur Unzeit, kann er Ihnen gegenüber schadenersatzpflichtig werden. Das ist in Ihrem Fall so. Er muss erst versuchen, den Gerichtstermin zu verschieben, damit sich der neue Anwalt einarbeiten kann, bevor er sein Mandat beendet. Tut er das nicht und verursacht dadurch einen Schaden, können Sie diesen Ihrem Anwalt gegenüber geltend machen. Zudem können Sie Ihren Anwalt beim Standesgericht des kantonalen Anwaltsverbands anzeigen, da sein Vorgehen Standesrecht verletzt.

«Ich habe der Anwältin das Mandat gekündigt. Sie gibt mir die Akten aber nicht, weil ich ihr den letzten Teil des Honorars schuldig sei. Darf sie das?

Nein, sie darf die Herausgabe der Akten nicht von offenen Forderungen abhängig machen. Sie ist verpflichtet, Ihnen alle Akten zum Fall auszuhändigen. Dazu zählen alle Schriftstücke, die sie von Ihnen oder Dritten im Zusammenhang mit Ihrem Fall erhalten hat, und um alle Dokumente, die sie zu erstellen verpflichtet war. Ihre Anwältin darf nur ihre internen Unterlagen zurückbehalten, also handschriftliche Notizen, Entwürfe und rechtliche Abklärungen.

Die Herausgabepflicht gilt auch gegenüber Ihrem neuen Anwalt. Sie können verlangen, dass Ihre alte Anwältin den Nachfolger umfassend über Ihren Fall informiert und ihm alle Akten direkt zustellt. Falls Ihre Anwältin die Herausgabe dennoch verweigert, setzen Sie ihr schriftlich eine Frist. Weigert sie sich weiterhin, wenden Sie sich an den kantonalen Anwaltsverband. Mit ihrem Verhalten verletzt Ihre Anwältin Standesrecht.

«Was geschieht, wenn man mit dem Anwalt streitet? Die Verfahren.

«Beobachter tipp.»

«Wahl des Anwalts: Wichtige Punkte.»

\* Suchen Sie sich einen Anwalt, mit dem Sie sich eine enge Zusammenarbeit gut vorstellen können. Fragen Sie ihn, welche Fachkenntnisse und Erfahrungen er in jenem Rechtsgebiet hat, in das Ihr Fall gehört.

\* Besprechen Sie das Honorar gleich beim ersten Treffen. Am besten vereinbaren Sie ein vorläufiges Kostendach, wenn Sie Ihre Lage gründlich abklären lassen und erst danach entscheiden möchten, welche rechtlichen Schritte Sie einleiten wollen.

\* Verlangen Sie von Ihrem Anwalt eine detaillierte Honorarrechnung, wenn Sie Art und Höhe seiner Rechnung oder einzelner Positionen darauf nicht nachvollziehen können.

\* Bereiten Sie sich auf die Besprechungstermine mit Ihrem Anwalt gut vor und besorgen Sie alle dafür notwendigen Dokumente. Das spart Zeit - und Geld.

\* Fragen Sie bei Ihrem Anwalt immer nach, wenn Sie etwas nicht verstehen. Ihr Anwalt sollte Ihnen die rechtlichen Zusammenhänge erklären können.

## IN ZAHLEN: 98

98 Tage dauert der gesetzliche Anspruch auf bezahlten Mutterschaftsurlaub. Das sind 14 Wochen. In dieser Zeit erhalten Arbeitnehmerinnen und Selbständige ein Taggeld von 80 Prozent des Durchschnittseinkommens vor der Geburt des Kindes, maximal aber 196 Franken im Tag. Besserverdienenden Angestellten ergänzen manche Arbeitgeber die Versicherungsleistung ebenfalls auf 80 Prozent des Lohns. Viele Betriebe sehen für ihre Angestellten längere oder höhere Mutterschaftsleistungen vor. GITTA LIMACHER

## JURISTENDEUTSCH

«Stundung.»

Sie dauert in der Regel länger als ein paar Stunden, dennoch heisst sie weder "Monatung" noch "Jahrung": Von einer Stundung sprechen Juristen, wenn ein Gläubiger für eine bestimmte Zeit auf die Bezahlung durch den Schuldner verzichtet. Grundsätzlich muss man sich an den vereinbarten Zahlungszeitpunkt halten. Ist der Schuldner jedoch gerade knapp bei Kasse, muss er den Gläubiger davon überzeugen, seine Forderung während einer gewissen Zeit nicht geltend zu machen. NORINA MEYER

## Gruseln im Hinterzimmer

Gesundheit.

Ein Computer und ein Kopfhörer sollen Gebresten erkennen und lindern. Ein Kantonsrat der SVP handelt damit - und behauptete, das Gerät sei von Swissmedic zugelassen.

TEXT: PETER JOHANNES MEIER.

Im Sekundentakt schwirren Bilder von Organen über den Bildschirm. Auf jedem sind farbige Punkte zu sehen. Die Bilder stammen aus einem medizinischen Atlas, die farbigen Punkte fügt ein Laptop-Computer bei. Daran angeschlossen ist ein Sensorkopfhörer, der bioenergetische Werte in den Organen messen soll, aufgeschlüsselt bis in einzelne Chromosomen. Egal, ob man den Kopfhörer über den Schenkel spannt oder auf den Tisch legt: Das System soll den "Energiekörper" so oder so analysieren. Der Computer gleicht die Messungen mit Sollwerten ab. Grosse Unterschiede führen zu dunklen Punkten.

Beim Test im Hinterzimmer einer Innerschweizer Drogerie wimmelt es von schwarzen Punkten. Ein metaphysisches Gruseln begleitet den Blick auf den Bildschirm. Der Drogist spricht von einer Anfälligkeit für Tuberkulose. Vorfahren seien wohl daran erkrankt, das habe die Gene verändert. Ah, und er sehe eine Kakaounverträglichkeit. Tatsächlich vorhandene und schul medizinisch nachgewiesene Beschwerden bleiben unerkannt.

«"Heilsame Energie" über einen Stab.»

Der Drogist setzt das System in den Therapiemodus, und siehe da: Dunkle Punkte verschwinden. Über einen Stab könnte die heilsame Energie auch auf ein Glas Wasser "aufgeschwungen" werden. Doch der Drogist entscheidet sich für Homöopathie und Pflanzenheilkunde. Der Computer spuckt aus, welches Präparat gegen welche Energieschwäche hilft.

Etascan nennt sich das wundersame System, das der Nidwaldner Unternehmer Albert Frank verkauft. Mit diffusen Begriffen, pseudowissenschaftlichen Erklärungen und dem Slogan "Yes we s'can" wirbt seine Firma Ifbio für den Scanner. Russische Weltraumforscher hätten ihn entwickelt. Frank spricht von einem "nichtlinearen System", von "weissem Rauschen", stellt aber klar: "Ich bin weder Mediziner noch Physiker. Fragen hierzu kann ich nicht beantworten." Auch als Esoteriker will er nicht verstanden werden. "Ich bin ein bodenständiger und rationaler Mensch", sagt der 2014 ins Kantonsparlament gewählte SVP-Politiker.

Alles andere als rational beurteilen Experten den Etascan. "Das ist Unsinn. Schon die Grundlagen des Verfahrens sind falsch: Es ist unmöglich, eine Strahlung mit Schwingungen im Mikrowellenbereich über gängige Elektroden oder Kopfhörer zu messen, zu bearbeiten oder dem Patienten zuzuführen", sagt Brunello Wüthrich, der ehemalige Leiter der Allergie - sta tion des Universitätsspitals Zürich. Dutzende von Naturheilern, Ärzte und einige Drogerien bieten jedoch Analysen und Therapien mit Etascan an. Ein Gerät kostet über 10 000 Franken, eine Therapiesitzung etwa 150 Franken.

Kritiker gibt es mittlerweile auch unter Naturheilpraktikern, die Etascan getestet haben. Das Gerät diagnostiziere Krankheitsbilder, wie man sie aus der Schulmedizin kenne. Gleichzeitig müssten Anwender schriftlich versichern, die Resultate keinesfalls mit Schulmedizin in Verbindung zu bringen. Ein widersprüchliches Unterfangen. Frank behauptete zudem, Etascan sei vom Heilmittelinstitut Swissmedic zugelassen. Nach einer Beanstandung durch Swissmedic löschte er entsprechende Passagen im Internet.

«Stellenvermittlung ohne Bewilligung.»

Etascan ist nicht das einzige umstrittene Geschäftsfeld von Politiker Frank. Ausländern bot er die Vermittlung von Stellen im Gesundheitswesen an. Doch dafür fehlen seiner Firma die nötigen Bewilligungen. Frank will nun auch auf dieses Angebot verzichten.

Gegen das wachsende Unbehagen hilft vielleicht Etascan. Immerhin verfügt das Gerät über einen Psychomodus, der Disharmonien erkennen soll. Bestimmt lassen sich dagegen positive Energie "aufschwingen".

"Ich bin weder Mediziner noch Physiker. Fragen zu diesen Themen kann ich nicht beantworten." Albert Frank, Unternehmer und Politiker.

«Teurer "Unsinn": Werbung für den wundersamen "Bioscanner" des Nidwaldner SVP-Kantonsrates Albert Frank (rechts).

## Kein Schutz vor Telefonterror

Werbeanrufe.

Sie handeln im Namen des Konsumentenschutzes. Ihr einziges Ziel ist jedoch: Konsumenten das Geld aus der Tasche ziehen.

Der Verein Aargauer Konsumentenschutz (VAK) verspricht Schutz vor Telefonterror durch Callcenter. Wer 249 Franken pro Jahr hinblättere, könne wieder "den Feierabend geniessen, ohne belästigt zu werden".

Das Angebot ist unnütz: Für teures Geld wird eine Dienstleistung verkauft, die man gratis und franko haben kann. Auch der Name ist irreführend. Der Verein hat mit Konsumentenschutz nichts am Hut. Es besteht keine Verbindung zu den Schweizer Konsumentenschutzorganisationen. "Es ist nicht das erste Mal, dass man Konsumenten mit dem Thema Konsumentenschutz an der Nase herumführen will", sagt Sara Stalder, Geschäftsleiterin der Stiftung für Konsumentenschutz.

«Selber Werbeanrufe gemacht.»

Einen ähnlichen Nichtservice bietet die Zofinger Firma Geminis auf Werbesperre.ch. Die Mitgliedschaft kostet 129 Franken (exklusive Mehrwertsteuer). In einer Stellungnahme schreibt die Firma zwar, es sei ihr "grosses Anliegen, dass unsere Kunden künftig wirklich Ruhe vor telefonischem Werbeschmutz" haben, selber macht sie aber Werbeanrufe bei Nummern mit Sterneintrag. Auch bei Werbesperre.ch handle es sich um ein überflüssiges Angebot, warnt Doris Huber vom Beratungszentrum des Beobachters.

Wer hinter dem in Strengelbach beheimateten Verein Aargauer Konsumentenschutz steht, ist unklar. Website-Inhaber ist ein Sebastian Schneider. Der Versuch, Kontakt mit den Verantwortlichen aufzunehmen, scheiterte. Erreichbar war nur ein "Aktivist", der sich Herbert Kaiser nannte. Konsumentenfeindlich sind auch die Vertragsbedingungen. Verträge erneuern sich automatisch um ein Jahr, Kündigungsfrist ist drei Monate.

Brauchbar am VAK-Angebot ist lediglich ein Link auf der Website: Dort kann man das offizielle Formular "Beschwerde betreffend unlautere Geschäftspraktiken" herunterladen und etwa eine Beschwerde gegen den Aargauer Verein direkt beim Seco deponieren. MARTIN VETTERLI

«Alles andere als konsumentenfreundlich: der Verein Aargauer Konsumentenschutz.

## "Bin ich ein Alkoholiker?"

Roland B.: "Ich arbeite viel und entspanne mich dann am Abend gern bei einem Drink. In letzter Zeit blieb es aber schon öfter nicht bei einem. Wann gelte ich als alkoholabhängig?"

Ich könnte auf die Empfehlung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) verweisen, die die unbedenkliche Menge an Standarddrinks definiert. Das würde Ihnen aber vermutlich wenig nützen. Eine vernünftige Vorgabe zu kennen und sich an diese zu halten sind zwei Paar Schuhe, wie wir alle wissen. Mit der Sucht verhält es sich komplizierter. Früher dachte man, ein Trinker sei willensschwach und charakterlos, heute ist Alkoholabhängigkeit als Krankheit anerkannt. Wann aber ist man abhängig und wie wird man es?

Individuell ist die Bewertung von Alkoholkonsum sehr unterschiedlich. Zwischen Dean Martin, dem für seine Liebe zum Drink bekannten Sänger, der gesagt hat "Man ist nicht betrunken, solange man noch am Boden liegen kann, ohne sich festhalten zu müssen", und Menschen, die einem rauschhaften Zustand nichts abgewinnen können, liegt ein weites Feld.

«Das Gehirn speichert jeden Rausch.»

Aber Alkohol trinken zu können, dürfen oder müssen ist mehr als nur eine Frage von Weltanschauung, Vernunft und Leber. Trinkt man regelmässig zu viel, verändert sich das Gehirn - nicht nur während des akuten Rausches. Die Struktur des Belohnungszentrums passt sich dauerhaft an. Es entsteht ein Suchtgedächtnis.

Das menschliche Gehirn ist äusserst anpassungsfähig, ständig bilden sich neue Verknüpfungen. Muss es sich oft mit dem Zellgift Alkohol auseinandersetzen, wird das Regulationssystem verschiedener Botenstoffe nachhaltig gestört. Die Anzahl der Rezeptoren verändert sich, und fällt der Alkohol weg, kommt es zu einem massiven Ungleichgewicht. Dies führt bei Menschen, die versuchen, ihren Konsum zu reduzieren oder abstinente Phasen einzulegen, oft zu Rückfällen. Schon der Anblick einer Bierreklame kann eine Überreaktion im Hirnstoffwechsel und damit heftigstes Verlangen und körperliche Reaktionen auslösen.

Forscher sind daran herauszufinden, inwiefern therapeutische Techniken helfen können, die Wirkung des Suchtgedächtnisses abzuschwächen. Löschen lässt es sich - so wie andere Gedächtnisinhalte - nicht. Beim Thema Abhängigkeit sind also neben der Frage von Motivation und Wille noch andere Kräfte am Werk, die man berücksichtigen sollte.

Fällt es Ihnen schwer, alkoholfreie Tage einzulegen? Oder trinken Sie immer wieder mehr, als Sie eigentlich wollten? Dann sollten Sie aufmerksam sein und sich einige Zeit beobachten, ein "Trinkprotokoll" führen und so einen realistischen Blick auf Ihre Situation werfen. Andere Anzeichen einer beginnenden Abhängigkeit sind Fehlzeiten am Arbeitsplatz, ständiges Denken an Alkohol, die Steigerung der Menge oder heimliches Trinken. Informieren Sie sich im Internet oder bei einer Beratungsstelle.

«Lieber kein Bier als nur ein Bier.»

Was kann man tun, wenn der Alkohol zum Problem geworden ist? Viele Menschen, die dies realisieren, entscheiden sich für eine längere abstinente Phase. Es fällt ihnen leichter, einen grossen Bogen ums Bier zu machen, als sich immer wieder zu sagen: "Heute nur zwei Glas Bier." Hierzu gibt es unterstützende Selbsthilfegruppen.

Abstinenz ist nicht die einzige Option. Gerade wer sich noch in der Grauzone zwischen Masshalten und Sucht bewegt und auf lange Sicht nicht auf Alkohol verzichten möchte, hat die Möglichkeit, sich bei einem kontrollierten Konsum unterstützen zu lassen (etwa www.kontrolliertes-trinken.de).

Auch beim Entzug gibt es verschiedene Varianten. Bei einer starken körperlichen Abhängigkeit ist der stationäre Entzug mit anschliessender Suchttherapie die Methode der Wahl. Die Klinik bietet hier mit intensiver medizinischer und therapeutischer Behandlung die nötige Unterstützung und schafft vorübergehend Distanz zum vom langen Konsum belasteten Umfeld. Es gibt aber auch die Möglichkeit von ambulantem Entzug (mit Hausarzt) und therapeutischer Begleitung sowie die teilstationäre Unterstützung in Form einer spezialisierten Tagesklinik. Diese Angebote bieten sich für Menschen an, die gesundheitlich nicht so schwer beeinträchtigt sind. Das Setting ist auf die individuelle Lebenssituation abgestimmt und sorgt für die Verankerung des Gelernten im Alltag.

Haben Sie psychische oder soziale Probleme?

Schreiben Sie an: Christine Harzheim, Beobachter, Postfach, 8021 Zürich; christine.harzheim@beobachter.ch.

"Schon eine Bierreklame kann heftigstes Verlangen auslösen." Christine Harzheim, Psychologin FSP und systemische Familientherapeutin.

## courage

Nationalratspräsident Stéphane Rossini sieht die Unabhängigkeit der Räte zunehmend in Gefahr und hat den Parlamentariern in der NZZ die Leviten gelesen. Es gebe Nationalräte, die einen Antrag vom Blatt abläsen und nach drei Zeilen zugeben müssten, dass sie ihn selbst nicht verstünden. Es würden "ganze Gesetzesartikel durch Interessengruppen formuliert und eingebracht". Rossini verlangt, dass Parlamentarier nicht Mitglied von Verwaltungsräten und Verbandsvorständen sein dürfen - auch nicht auf Kantons- und Gemeindeebene. Die Kollegen werden das nicht gern hören.

## IN ZAHLEN: 100

100 Schweizer Hotels machen jedes Jahr ihre Türen für immer dicht, schätzt der Branchen verband Hotelleriesuisse - und das Hotelsterben geht weiter. Seit dem Jahr 1974 wurden zwei von fünf Gasthäusern von Martigny bis Maienfeld abgerissen oder umgenutzt. Das traf vor allem Kleinbetriebe in den Bergregionen. Ende Juni zählte die Schweiz noch 5057 Hotels. Die Zahl der Betten blieb in den letzten zwei Jahrzehnten allerdings mehr oder weniger stabil: Sie liegt bei plus/minus 270 000.

Quellen: "Schweiz am Sonntag", BFS. RENE AMMANN

## blamage

Das Bild stammt von 1991. Es zeigt den Frachter Vlora, der von Tausenden albanischer Flüchtlinge gestürmt wurde. Dazu der Kommentar von Nationalrat Christoph Mörgeli von 2015: "Die Fachkräfte kommen." So hat es der Hofhistoriker der SVP auf Facebook gestellt, und das finden auch die Neonazis der deutschen NPD lustig, die vor ihm mit demselben Bild und einem fast identischen Text gehetzt hatten. Wenn Mörgeli hinterher auf Facebook Sätze wie "Das qualitative Defizit der Zuwanderung muss uns Sorge machen" nachschiebt, ist das die hilflose Rechtfertigung für eine unverzeihbare Entgleisung. Das ist Zynismus pur.

## "Die Zeltlösung war richtig"

Flüchtlingslager.

Im Herbst ziehen die Flüchtlinge im Aargau in feste Unterkünfte. Für Sozialdirektorin Susanne Hochuli hat die Zeltlösung aber Vorteile: Tageslicht etwa und frische Luft.

«Beobachter: Bald wird es wieder Herbst. Was passiert dann mit den Flüchtlingen, die jetzt in Zelten leben?

Susanne Hochuli: Sie werden anderweitig untergebracht. Möglichst oberirdisch, falls die Kapazitäten erschöpft sind aber unterirdisch.

«Warum der Umweg über die Zelte?

Die oberirdische Unterbringung hat für die Betreuten und die Betreuenden deutliche Vorteile. Die augenfälligsten sind Tageslicht und frische Luft - die brauchen wir alle. Zelte sind in der warmen Jahreszeit mit der notwendigen Infrastruktur eine valable Alternative.

«Welche Lösung ist die kostengünstigere?

Die oberirdische Unterbringung ist in der Regel etwas günstiger als die unterirdische. Dies mit Blick auf die erhöhten Betreuungs- und Sicherheitsanforderungen unter Tag.

«Wie waren die Reaktionen auf das Zeltlager?

Die Reaktionen aus der Politik waren von links bis rechts fast durchwegs positiv. Selbst die Flüchtlingshilfe sieht die Zeltunterbringung als akzeptable Lösung. Es war und ist sichtbar, dass diese funktioniert.

«Wieso hat der Aargau so grosse Mühe, Flüchtlinge unterzubringen? Haben die Behörden die Hausaufgaben nicht gemacht?

Der Kanton Aargau kennt die gleichen Herausforderungen bei der Unterbringung und Betreuung von Asylsuchenden wie andere Kantone auch. Unterschiede gibt es bei der Ausgangslage: Es gibt Kantone, die die Infrastruktur beim Rückgang der Asylzahlen reduzieren. Es gibt aber auch Kantone, die sie erhalten. Im Kanton Aargau wurde die Infrastruktur Mitte der 2000er Jahre stark reduziert - das spüren wir heute.

«Der ehemalige SP-Nationalrat und Preisüberwacher Rudolf Strahm fordert eine Arbeitspflicht für aufgenommene Flüchtlinge. Unterstützen Sie diese Forderung?

Es ist das eine, Arbeitspflicht zu fordern. Und es ist das andere, die nötigen Arbeitsstellen zu beschaffen. In diesem Spannungsfeld ist die Forderung von Rudolf Strahm zu sehen. Grundsätzlich ist es richtig, dass Menschen, die dauerhaft hier leben, ihr Auskommen selber verdienen. Das dient letztlich allen - vor allem den Betroffenen selber.

Anmerkung der Redaktion: Das Interview wurde schriftlich geführt.

«"Die oberirdische Unterbringung ist günstiger": Susanne Hochuli.

## Der Trick mit dem Teer

Strassenarbeiter.

Britische Strassenarbeiter touren durch die Schweiz, um Hausbesitzern Einfahrt oder Vorplatz zu teeren. Das Angebot ist verlockend, die Schlussrechnung gesalzen.

Eines Morgens steht ein Mann in orangefarbener Signalweste auf dem Vorplatz von Bernhard Volkart. In gebrochenem Deutsch mit englischem Akzent bietet er an, den Platz neu zu teeren. Von einem anderen Auftrag hätten sie noch Teer übrig. "Der Preis klang mehr als fair", rekapituliert der Hausbesitzer aus Niederweningen ZH. Sie einigten sich auf 60 Quadratmeter für 1200 Franken. "So weit war alles in Ordnung, erstaunlich aber war, dass keine zehn Minuten später ein LKW auf meinem Vorplatz stand."

«Sie teerten viermal so viel.»

Vier Männer starteten sogleich mit der Arbeit. Bernhard Volkart begann zu zweifeln, denn die Arbeiter waren kaum zu bremsen. Sie teerten wie wild drauflos. Als Volkart sie da rauf ansprach, wiegelten sie ab und teerten einfach weiter. Fast viermal so viel wie abgemacht. Resultat: Die Teerarbeiter wollten jetzt 4600 Franken.

Auch Heidi Baumann\* bekam Besuch von den Teerarbeitern. Er heisse Terence Watson, sagte der Mann in Signalweste, und er wolle ihren Vorplatz teeren, natürlich zum Vorzugspreis. Überrumpelt, sagte die ältere Dame zu. Drei Stunden später war nicht nur ihr Vorplatz, sondern auch ein Teil des Vorplatzes ihres Nachbarn geteert. Dafür wollten die Arbeiter 6500 Franken, viel mehr als abgemacht.

Seit Jahren tingeln die Strassenarbeiter durch Deutschland und die Schweiz. Die Kantonspolizei Zürich kennt die Masche. "Sofern die Teerarbeiter eine Arbeitsbewilligung haben, handelt es sich um legale Vorgänge", so Mediensprecherin Carmen Surber. "Ohne eine Anzeige können wir dies aber schlecht überprüfen."

Bernhard Volkart bezahlte den Teerarbeitern 1200 Franken in bar. Genau so viel wie abgemacht. Für den Restbetrag drückten sie ihm eine Rechnung in die Hand. Seither hat er nichts mehr gehört. Auch Baumann bezahlte einen Teil der Arbeit und wurde nicht mehr belästigt.

Im Streitfall hätten die Teerarbeiter schlechte Karten. Dank dem Widerrufsrecht bei Haustürverkäufen könnten die Kunden innerhalb von sieben Tagen vom Kaufvertrag zurücktreten. Dann müssten die Teerarbeiter den Boden wieder aufreissen.

\*Name geändert.

«Tingeln durch die Schweiz: britische Arbeiter.

«Teergeschäft: britischer Arbeiter.

## "Der kleinste Fehler könnte wieder zu BSE führen"

Rinderwahn.

Das Verbot, Tiermehl an Nutztiere zu verfüttern, soll wieder fallen. Der Zürcher Forscher Adriano Aguzzi warnt vor dramatischen Folgen.

TEXT: MARIO STAUBER.

Vor 25 Jahren meldete das Tierspital Bern den ersten Fall von Rinderwahn in der Schweiz, einer Krankheit, die das Gehirn von Tier und Mensch zerstört. Auslöser soll ein verändertes Prionprotein im Tiermehl sein, das BSE und beim Menschen die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit auslöst. Das Verfüttern der Schlachtabfälle an Nutztiere wurde daraufhin komplett verboten.

Seit Mai ist die Schweiz laut der Weltorganisation für Tiergesundheit offiziell frei von BSE. Noch gilt aber das Tiermehlverfütterungsverbot. Im vergangenen Jahr scheiterte die Motion von SVP-Nationalrat und Tiernahrungsunternehmer Hansjörg Knecht zur Wiedereinführung knapp am Ständerat. Das Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen hat die Tierseuchenverordnung aber doch leicht angepasst. So ist es wieder erlaubt, Kutteln, Zunge und gewisse Innereien an Nutztiere - ausser an Wiederkäuer - zu verfüttern. Auch die EU will das Verfütterungsverbot schrittweise aufheben.

Universitätsprofessor Adriano Aguzzi ist Verfechter eines absoluten Verzichts der Tiermehlverfütterung. Er und sein Team vom Institut für Neuropathologie an der Universität Zürich gelten als Vorreiter in der Prionenforschung. Kürzlich haben sie eine Methode entdeckt, die Erkrankte länger am Leben erhalten kann. Aguzzi berät die Schweizer, deutschen, britischen und italienischen Behörden. Seit Jahren warnt er vor den Gefahren einer Wiedereinführung der Tiermehlverfütterung.

«Beobachter: Herr Aguzzi, 15 Jahre sind seit der BSE-Krise vergangen. Kein Mensch in der Schweiz wurde infiziert. War alles viel Lärm um nichts?

Adriano Aguzzi: Weltweit starben über 300 Menschen an BSE, und viel mehr tragen die Infektion in sich. Das ist eine Tragödie für diese Menschen und ihre Familie. Die Epidemie war zwar viel kleiner, als ich befürchtet hatte, wenn man aber bedenkt, wie viel infektiöses Material in die Nahrungsmittelkette gelangt ist und wie wenig es braucht, bis Tiere erkranken, wäre eine riesige Epidemie möglich gewesen.

«Warum ist es nicht so weit gekommen?

Genau weiss das niemand. Offenbar ist der Mensch in irgendeiner Form partiell vor Prionen geschützt. Was genau dahintersteckt, ist unklar. Eine Theorie besagt, dass die Menschen in der Frühgeschichte Kannibalismus betrieben und dass deshalb Prionenerkrankungen grassierten. Es könnte also ein Selektionsdruck entstanden sein: Menschen mit gewissen Mutationen waren vor Prionenerkrankungen geschützt und überlebten. Es ist nicht sehr appetitlich, darüber nachzudenken, aber die Argumente sind plausibel.

«Wie bewerten sie im Nachhinein die Reaktion der Regierung?

Massnahmen wie das Tiermehlverbot, die auf dem Höhepunkt der BSE-Krise getroffen wurden, beruhten auf soliden wissenschaftlichen Erkenntnissen. Bereits Anfang der neunziger Jahre ist klar geworden, dass das Tierfutter verantwortlich ist. Die Schweiz reagierte sehr schnell, vor allem, weil der Bundesrat auf uns Wissenschaftler hörte und die von uns empfohlenen Massnahmen schnell umsetzte. Dadurch wurde die Übertragung der Erreger auf den Menschen unterbunden.

«Tiermehl wird nicht erst seit den neunziger Jahren verfüttert. Warum gab es nicht schon früher Rinderwahn?

Schlachtabfälle wurden bereits um 1930 zu Rinderfutter verarbeitet, aber nur in einzelnen Dörfern und Städten. In den siebziger Jahren entstanden dann die grossen Tiermehlfabriken, die das ganze Land versorgten, unter anderem in Grossbritannien, aber auch in der Schweiz. So konnten sich die Krankheitserreger viel schneller verbreiten. Natürlich könnte schon früher Rinderwahn ausgebrochen sein. Wirklich ausbreiten konnten sich BSE aber erst, als die industrielle Tiermehlproduktion begann.

«Die Verarbeitung und Verfütterung von Schlachtabfällen innerhalb derselben Art, also die Kannibalisierung, soll verboten bleiben. Ist das nötig?

Der Bauer hat einen Sack Tiermehl für Schafe, einen für Rinder. Glauben sie, dass sich jeder daran hält und das Futter richtig trennt? Die Erfahrung zeigt, dass es unmöglich ist, zu gewährleisten, dass das Tiermehl nur an die einen Tiere verabreicht wird. Die Schweiz und Grossbritannien haben es zu Beginn der BSE-Krise versucht. Der Versuch ist gescheitert: Es gab viele BABFälle, also Kühe mit BSE, die nach dem Fütterungsverbot 1990 geboren wurden. Wir sollten aus der Geschichte lernen und die Fehler nicht wiederholen.

«Ist es so schlimm?

Wir sprechen nicht von simpler Abfalltrennung, bei der es nicht so schlimm ist, wenn ein bisschen was durcheinander gerät. Der kleinste Fehler bei der Tiermehltrennung könnte wieder zu BSE führen, da sich Prionen beim Rind enorm vermehren können. Ich sehe mich ungern in der Rolle des ewigen Nörglers. Doch ich habe ein sehr ungutes Gefühl, wenn die gleichen Fehlentscheide getroffen werden, die vor 20 Jahren zur Katastrophe führten.

«Sind Rinder also so etwas wie Prionen-Vermehrungsmaschinen?

Wenn einem Rind ein Prion verfüttert wird, trägt es nach sechs Monaten eine Milliarde Prionen in sich. Die Organe des Rinds wirken wie Verstärker.

«155 000 Tonnen Schlachtabfälle werden jährlich verbrannt. Ist das nicht absurd?

Es mag absurd erscheinen. Noch absurder ist es aber, das Tiermehl zu verfüttern - vor allem, nachdem wir wissen, worauf es hinausläuft. In den siebziger Jahren waren ökologische Kreise der Meinung, dass Schlachtabfälle in den "natürlichen Kreislauf des Lebens" zurückgeführt werden müssten. Diese esoterische Ideologie führte letztlich dazu, dass man Rindermehl an Rinder verfütterte. Das hat weder mit Wissenschaft noch mit Risikoabwägung zu tun. Ideologien gehören nicht in eine Risikoanalyse. Mit kühlem Kopf müssen wir uns fragen: Ist es gefährlich oder nicht?

«Soll also weiter alles verbrannt werden?

Vielleicht gibt es Alternativen - da bin ich kein Experte. Kommt man aber zum Schluss, dass das Wiederverfüttern gefährlich ist, sollte man das Tiermehl weiterhin verbrennen.

«Man könnte auch mineralischen Dünger daraus machen. Wäre das sicher?

Wichtig ist, das Material auf 1000 Grad oder mehr zu erhitzen. Gewinnt man so anorganische Verbindungen, ist das Tiermehl sicher frei von Prionen.

«Warum hat die Tiermehlverfütterung mittlerweile jeden Schrecken verloren?

Die Sensibilität für BSE ist heute sehr gering. Viele Junge haben noch nie etwas davon gehört. Das kollektive Gedächtnis geht nach spätestens einer Generation verloren, selbst bei ambitionierten Biologie- und Medizinstudenten. In meinen Vorlesungen frage ich die rund 200 Studenten am Semesteranfang, ob sie wissen, was BSE sei. Jedes Jahr sind es weniger, die es bejahen.

«Kann BSE nicht bald geheilt werden?

An einer Immuntherapie gegen Prionen arbeite ich seit 20 Jahren. Technisch wäre es zwar machbar, die Kosten für die Impfstoffentwicklung würden den Nutzen aber übersteigen. Eher könnte man Rinder züchten, die genetisch so modifiziert sind, dass sie das Prion-Gen nicht in sich tragen. Diese wären dann garantiert immun gegen BSE und könnten sogar mit Schlachtabfällen gefüttert werden. Die Akzeptanz genetisch modifizierter Rinder in der Bevölkerung wäre aber vermutlich nicht sehr hoch. Also gibt es keine Alternative zum Verbot der Tiermehlverfütterung.

«Hand aufs Herz, essen Sie noch Rindsleber und Entrecote?

Das Fleisch hierzulande halte ich für ausserordentlich BSE-sicher. Cholesterin und damit das Herzkrankheitsrisiko sind viel grössere Gefahren. Rotes Fleisch schmeckt gut. Würde die Tiermehlverfütterung wieder eingeführt, würde ich mir zweimal überlegen, ob ich meinen Kindern noch empfehle, Rindfleisch zu essen.

"Mit kühlem Kopf müssen wir uns fragen: Ist es gefährlich oder nicht?" Adriano Aguzzi, Mediziner.

«BSE-Krise: Über 200 000 Kühe wurden in der Schweiz notgeschlachtet.

«Mediziner Adriano Aguzzi, 54, ist Direktor des Instituts für Neuropathologie an der Universität Zürich und des Nationalen Referenzzentrums für Prionenerkrankungen am Universitätsspital Zürich.

«Vernichtet: Tonnen an Tiermehl auf dem Weg in den Ofen.

## Abschied und Aufbruch

Die ehemaligen Mieter traf der Entscheid hart: Ihr langjähriges Zuhause musste einem Neubau weichen. Für dessen Bewohner aber ist es ein Glücksfall.

Text: Jean-François Tanda; Fotos: Markus Bertschi.

Am Anfang war es ein Schock. Während 44 Jahren hatten Freddy Kuhn, 80, und seine Frau Anna, 78, eine Dreizimmerwohnung der Genossenschaft ASIG in Zürich-Seebach bewohnt. Der Grundriss war klein, aber funktional. Nach der Geburt ihrer Kinder und bis zu deren Auszug lebten die Kuhns zu fünft in der Wohnung und bezahlten zuletzt nur gerade 800 Franken Miete im Monat.

2004 aber flatterte eine Einladung ins Haus: Mieterorientierung. "Wir wurden ins Restaurant Landhus eingeladen", so Freddy Kuhn. Dort fielen er und seine Frau aus allen Wolken. Auf einem Plan, den die ASIG-Leute auf den Tisch legten, war das Mehrfamilienhaus mit Kuhns Wohnung violett eingefärbt: "Abriss", bedeutete das. Was ihnen ein halbes Leben Zuhause war, sollte einem Neubau Platz machen.

«Viele Genossenschaften sind aktiv.»

Das ist bei weitem kein Einzelfall - allein 2014 wurden in der Stadt Zürich 1041 Wohnungen abgebrochen. Dabei geht es nicht nur darum, in die Jahre gekommene Immobilien zu ersetzen, sondern auch um Verdichtung. Auf den bestehenden Grundstücken sollen mehr Menschen wohnen können. Wo in 1041 Wohnungen 2300 Menschen lebten, sollen nach Fertigstellung der Ersatzbauten 4100 Personen unterkommen - ein Plus von 1800.

Vor allem Genossenschaften wie die ASIG sind Bauträger solcher Grossprojekte, bei denen ganze Siedlungen durch Neubauten ersetzt werden. Peter Hurter, Leiter Bau und Unterhalt bei der ASIG, sagt: "Auch Immobilien haben nicht ewig Bestand."

Dort, wo früher die Kuhns wohnten, hat die ASIG anstelle der acht alten Gebäude vier neue gebaut; 156 Wohnungen statt der vorherigen 150 sind entstanden. Statt 300 Menschen wohnen heute 380 auf demselben Areal. In den Vorgängerbauten wohnten zum Schluss meist Alleinstehende oder Paare. Die neuen Wohnungen dagegen haben vor allem Familien und Studenten-Wohngemeinschaften angezogen. Dadurch hat sich die Belegungsdichte erhöht.

«Mehr Wohnfläche, moderate Mietzinse.»

Im Living 11, wie der Ersatzneubau der Genossenschaft heisst, belegen die Bewohner 40 Quadratmeter pro Person, in den Altbauten waren es 35. Insgesamt erhöhte sich die Gesamtwohnfläche von 11 320 auf 17 520 Quadratmeter, und der Mietzins für eine Viereinhalbzimmerwohnung beträgt neu 2075 statt 768 Franken.

Zu den glücklichen Zuzügern im Living 11 gehört Familie Lang. Vor dem Umzug hatten die Eltern zusammen mit ihren Töchtern Michelle, 15, und Julia, 12, im nahen Glattbrugg gewohnt. "Wir waren nicht wirklich auf Wohnungssuche", sagt Claudia Lang, 47. Sie seien aber häufig an der Bautafel vorbeispaziert. Der beste Freund ihres Mannes Alex, 48, wohnt ganz in der Nähe. "Irgendwann haben wir uns gesagt: Lass uns versuchen, hier eine Wohnung zu bekommen", erzählt Alex.

Heute lebt die Familie seit zwei Jahren im Living 11. Sie bezahlt im Monat 2048 Franken, inklusive Tiefgaragenplatz. "Der Mietzins ist der Knaller", sagt Alex. Stolz zeigt er die 109 Quadratmeter grosse Wohnung. Die zwei Nasszellen - eine mit Badewanne, eine mit Dusche - und der Tisch im Essbereich haben Morgensonne. Abends scheint die Sonne direkt in die Schlafzimmer, das Wohnzimmer und die Loggia.

Am meisten Freude hat Alex am Flur ("zwölf Meter 48 lang") und an den Multimediasteckdosen in jedem Zimmer. Eine moderne Küche und ein Réduit mit Anschluss für eine Waschmaschine stechen ebenfalls heraus. "Living 11 ist für uns ein Beispiel für modernen Städtebau", sagt Peter Hurter von der ASIG.

Mit dem Abriss und dem Neubau der Genossenschaftssiedlung ist auch das Durchschnittsalter der Bewohner markant gesunken. Die Töchter der Langs gehören zu den älteren Kindern in der Überbauung. In die vier Häuser sind vor allem Studenten und junge Familien eingezogen, nur ein Gebäude ist explizit Menschen über 50 vorbehalten. "Der Spielplatz ist abends immer voll", sagt Alex Lang.

«Die alten Wohnungen waren zu klein.»

In den Vorgängerbauten wohnten vor allem Leute, die bereits 1948 direkt nach der Fertigstellung eingezogen waren und bis zum Abbruch blieben. Freddy Kuhn sagt: "Wir hatten jahrelang dieselben Nachbarn, Wechsel gab es kaum." Wie die Kuhns haben auch viele ihrer Nachbarn Kinder in den früheren Wohnungen grossgezogen.

Als die Kuhns 1960 kamen, gab es weder Zentralheizung noch Balkone. 1976 wurde eine neue Küche eingebaut. "Die ASIG hat ihre Häuser immer gut unterhalten", so Freddy Kuhn. Kurz vor dem Entscheid für den Abbruch habe sie noch Schallschutzfenster und eine Gegensprechanlage eingebaut. Umso überraschter war Kuhn vom Entscheid. "Ich habe das damals nicht verstanden. Aber heute muss ich sagen: Es gab keine andere Lösung." Viel zu klein seien die Wohnungen gewesen. Die Dreizimmerwohnung der Kuhns hat knapp 65 Quadratmeter gemessen.

Im Neubau, der von Anwohnern zuweilen spöttisch "ostdeutscher Plattenbau" genannt wird, sind die Dreizimmerwohnungen 84 bis 91 Quadratmeter gross. Peter Hurter von der ASIG sagt: "Wir hätten die alten Häuser renovieren können, dann hätten sie noch 15 Jahre Bestand gehabt." Die ASIG entschied sich aber für die radikalere Lösung, die mehr Menschen Platz bietet.

«"Nicht mehr derselbe Zusammenhalt".»

So mussten die Kuhns ihre Wohnung schweren Herzens verlassen. Die alten Möbel warfen sie weg. Das Wohnschlafzimmer, eine Eckbank, die Badezimmerkästen - alles war an die enge Dreizimmerwohnung angepasst, nicht selten in Hand- und Millimeterarbeit. "Alles ging bachab", sagt Freddy Kuhn.

Immerhin: Alleingelassen wurden sie nicht. "Die ASIG hat geholfen, wo es ging", sagt Anna Kuhn. Viele der Bewohner waren bereits in den Achtzigern. Ein Nachbar der Familie verstarb in der alten Wohnung. Einige kamen in anderen Siedlungen der ASIG unter, andere kauften Stockwerkeigentum, wieder andere gingen ins Altersheim, da ein Umzug nicht mehr in Frage kam. "Ich habe damals 18 Nachbarn besucht", sagt Freddy Kuhn. "Die Hälfte war nicht in der Lage, in eine andere Wohnung umzuziehen."

Er und seine Frau aber schon. Bald fanden sie eine neue Wohnung in Schwamendingen - in einer ASIG-Siedlung, ganz in der Nähe der Genossenschaftshäuser, in denen beide als Kinder gelebt hatten. Mittlerweile wohnen sie seit zehn Jahren im neuen Daheim. Die mit dem Umzug verbundenen hohen Kosten von 50 000 Franken fürs Zügeln und vor allem für neue Möbel sind fast vergessen. Nur den Zusammenhalt in der alten Siedlung vermissen beide sehr. "So eng wie in Seebach ist der Kontakt nicht mehr", sagt Anna. "Unsere Freizeit hatten wir oft im Restaurant Dreispitz verbracht." Das Restaurant als Quartiertreff: Das sei vorbei. Zusammensitzen und jassen, das gebe es nicht mehr. "Es ist nicht mehr der Zusammenhalt wie früher."

Auch an Kuhns altem Wohnort, in der Siedlung Living 11, hat sich das Bild gewandelt: Man kennt sich nicht zwingend, die neuen Mehrfamilienhäuser sind zuweilen anonym. Den Kontakt zu suchen sei aber Sache jedes Einzelnen, sagt Familienvater Lang. Es gebe Wanderungen, Ausflüge für die Kinder, Grillfeste, Mieterversammlungen - ob man hingehe oder nicht, müsse jeder selbst entscheiden.

"Living 11 ist für uns ein Beispiel für modernen Städtebau." Peter Hurter, Leiter Bau und Unterhalt bei der ASIG-Wohngenossenschaft in Zürich.

«Die Familie lebt seit zwei Jahren in der Siedlung Living 11 in Zürich-Seebach: Vater Alex, Mutter Claudia und Tochter Julia Lang.

«An die Stelle der Überbauung aus den vierziger Jahren (oben) baute die Genossenschaft ASIG die neue, moderne Wohnsiedlung Living 11. Wo früher 300 Menschen wohnten, sind es jetzt 380.

## "Dichtestress" ist eine Fehldiagnose

Seit Platz knapper wird, hat sich "Dichtestress" zum Modewort entwickelt. Die Diskussion ist eine Scheindebatte. Sie blendet das Thema Wohnqualität aus.

Text: Joëlle Zimmerli Illustration: illumueller.

Debatten funktionieren am einfachsten, wenn sie an zwei Polen aufgehängt werden. So hat sich zur "Zersiedelung" der "Dichtestress" gesellt - eigentlich ein Begriff aus der Tierbiologie. Und weil sich §jeder selbst zurechtlegen kann, was er darunter versteht, fördert der Begriff raumplanerische Scheindebatten. Denn niemand muss ausführen, was den Widerstand gegen Verdichtung eigentlich schürt - und wie damit verbundene Herausforderungen stressfrei gelöst werden könnten.

«Bauen, wo niemand wohnt.»

Da wären erstens strukturelle Faktoren. Über lange Zeit wurde in der Schweiz vor allem dort gebaut, wo niemand wohnt: am Siedlungsrand. Weil an den Siedlungsrändern in der Regel Bauzonen für Einfamilienhäuser entstanden, wurde auch immer weiter in die Breite gebaut.

Das hat Konsequenzen: Einerseits befinden sich heute gerade einmal zehn Prozent des Wohnungsbestands im vierten Stock oder höher. Oder umgekehrt formuliert: 90 Prozent wohnen zwischen Erdgeschoss und drittem Stockwerk. Anderseits haben sich durch das Bauen in die Fläche hinaus die Wege zu Arbeitsplätzen, zu Einkaufsmöglichkeiten oder zu Freizeitangeboten deutlich verlängert. An "Dichtestress" leiden deshalb genervte Pendler, die im Stau und in vollen S-Bahnen stecken - nicht etwa weil sie aus Reflex die Mengen scheuen, sondern weil an zentralen Lagen nicht genügend Wohnraum entsteht.

«Am meisten leiden Stadtrand-Städter.»

Zweitens wäre da der Hang zu Trendwenden: Seit rund zehn Jahren wird vermehrt im bewohnten Gebiet verdichtet, das heisst, man stockt bestehende Bauten auf oder ersetzt sie durch grössere - in der Regel dort, wo Planer Reserven orten. Und dies ist insbesondere in locker bebauten Gartenstadt-Quartieren der Fall. Dabei weiss man aus Befragungen, dass "grösser und mehr" an dicht bebauten städtischen Lagen viel eher akzeptiert wird als in peripheren, oft dörflich geprägten Quartieren. An "Dichtestress" leiden deshalb Stadtrand-Städter, die Wohnqualitäten bedroht sehen, die sie gerade hier gesucht haben, anstatt in die Innenstadt zu ziehen: eine gleichgesinnte Nachbarschaft, viel Grün und Ruhe sowie genügend Abstand zum öffentlichen Leben.

«Man will Konflikte vermeiden.»

Drittens wären da Konfliktvermeidungsstrategien: Statt mit den Besitzern umliegender Grundstücke zu streiten, verbaut man heute vermehrt grüne Wiesen oder Industriebrachen im Quartier. Das ermöglicht es zwar mehr Menschen, an zentralen Lagen zu wohnen, verbaut aber wertvolle Freiräume und erhöht den Druck auf die verbleibenden öffentlichen Räume. An "Dichtestress" leiden deshalb auch eingefleischte Städter - nicht weil sie von invasiven Arten oder hohen Häusern bedrängt werden, sondern weil sich die wenigsten daran erinnern, wann das letzte neue Freibad oder der letzte neue öffentlich nutzbare Park gebaut wurde.

«Ehrliche Diskussion tut not.»

Vieles deutet also darauf hin, dass "Dichtestress" eine Fehldiagnose ist: Statt "Zersiedelung" und "Dichtestress" gegeneinander auszuspielen, wäre es an der Zeit, eine ehrliche Diskussion darüber zu führen, wo bauliche Veränderungen in welcher Form akzeptiert werden und was es braucht, damit das Bevölkerungswachstum nicht zu einer Nivellierung von Raumtypen und Wohnqualitäten führt. Die Akzentuierung städtischer und ländlicher Qualitäten in den Städten und die Bereitschaft, städtebauliche Ideologien zu hinterfragen und in einem kooperativen Prozess mit Eigentümern und Anwohnern langfristige Lösungen anzugehen, bringen sicher mehr, als den Weg des geringsten Widerstands zu gehen und die letzten Flächen zu verbauen - oder angesichts des "Dichtestresses" das Handtuch zu werfen.

«Joëlle Zimmerli hat Soziologie studiert und sich in Gemeinde-, Stadt- und Regionalentwicklung weitergebildet. Sie ist Inhaberin des Planungs- und Beratungsbüros Zimraum in Zürich sowie Dozentin an verschiedenen Hochschulen.

## Ein bisschen mehr vom Haus

Zimmer unterteilen, Estrich ausbauen, Keller umnutzen: Fast alle Häuser bieten Möglichkeiten, mehr Raum zu schaffen. Doch bevor man mit der Erweiterung loslegen kann, muss der Bedarf analysiert, die baurechtliche Situation geklärt und die Finanzierung gesichert sein.

Text: Reto Westermann; Illustration: Andrea Klaiber.

Das zum Verkauf stehende kleine Arbeiter-Reihenhäuschen aus den zwanziger Jahren gefällt der vierköpfigen Familie Schönauer\* aus Winterthur auf Anhieb: Die viereinhalb Zimmer und die knapp 100 Quadratmeter Wohnfläche genügen ihren Ansprüchen eigentlich. Doch als selbständiger Grafiker möchte der Familienvater sein Atelier zu Hause einrichten. Zusammen mit dem Architekten sucht die Familie nach Lösungen für die Erweiterung der Nutzfläche: Der ehemalige Estrich wird bereits als Elternschlafzimmer genutzt, und ein Anbau ist aufgrund von Auflagen der Denkmalpflege nicht möglich. Familie Schönauer befürchtet, deshalb ihren Traum vom Eigenheim mangels Platz wieder begraben zu müssen.

«Recht und Budget setzen Grenzen.»

Das Beispiel der Familie Schönauer ist typisch: Oft genügen kleine alte Häuser dem Platzbedarf nicht - etwa weil ein Arbeitsplatz zu Hause benötigt wird, ältere Kinder ein eigenes Zimmer brauchen oder ein Grosselternteil mit einziehen soll. Lässt sich aus finanziellen oder baurechtlichen Gründen ein Anbau oder ein separates Gebäude im Garten nicht realisieren, gilt es, das Verdichtungspotenzial innerhalb der bestehenden Gebäudehülle auszuloten.

Geht es nur darum, zusätzliche Zimmer zu schaffen, genügt es oft schon, ein grosses Zimmer mit einer Leichtbauwand in zwei kleinere Räume zu unterteilen. Wird zusätzliche Wohnfläche benötigt, ist ein bisher nur als Estrich genutztes Dachgeschoss erste Wahl. Falls es das Baugesetz zulässt, kann der Dachstock sogar abgebrochen und durch ein komplett neues Geschoss mit Flachdach ersetzt werden.

Wenn der Estrich bereits umgenutzt oder ungeeignet ist, bietet sich eine ins Haus integrierte Garage oder der Keller für die Umnutzung zum Zimmer oder zum Büro an. Letzteres ist schliesslich auch die Lösung für Schönauers: Da der Keller ein Stück aus dem Boden ragt, können sie zwei Fenster einbauen und die ehemalige Abstellfläche als Atelierraum nutzen.

Doch auch wenn wie im Beispiel der nötige Raum für eine innere Erweiterung vorhanden ist, stehen den Wünschen der Hausbesitzer in der Regel zwei limitierende Faktoren gegenüber:

1. Baugesetze. Baugesetze und Auflagen des Denkmal- oder Ortsbildschutzes können das Ausbaupotenzial einschränken. So kann es sein, dass die maximal mögliche Wohnfläche aufgrund der Ausnützungsziffer bereits erreicht ist (siehe "Erweiterung der Wohnfläche", Seite 26). Gerade bei älteren Häusern (ungefähr vor 1960 erbaut) wenden viele Gemeinden aber spezielle Regelungen an, die den Estrichausbau zulassen, auch wenn die Ausnützung überschritten wird. Einschränkungen existieren teilweise auch beim Aufbau von Dachlukarnen, bei Zahl und Grösse von Dachfenstern oder bei der maximalen Gebäudehöhe. Das ist dann entscheidend, wenn der Estrich für einen Wohnraum zu niedrig ist und das Dach angehoben werden müsste.

Bei der Umnutzung von Kellern wiederum können die wohnhygienischen Auflagen einen Ausbau schwierig machen. So ist vielenorts für Wohnräume eine Fensterfläche vorgeschrieben, die mindestens zehn Prozent der Bodenfläche entspricht. Für ein 20 Quadratmeter grosses Zimmer wären also zwei Quadratmeter Fenster nötig. Liegt der Keller vollständig unter dem Boden, müssen Lichtschächte eingebaut werden. Oder man muss das Gartenterrain absenken, um Platz für die Fenster zu schaffen.

2. Finanzen. Der nachträgliche Ausbau eines Estrichs oder eines Kellers ist - gemessen an der zusätzlich geschaffenen Wohnfläche - relativ teuer und verschlingt schnell einige zehntausend Franken. So kostet allein die für den Wohnkomfort nötige Isolation eines Dachstocks bei einem Einfamilienhaus zwischen 12 000 und 20 000 Franken. Dazu kommen der Einbau von Dachfenstern, der Innenausbau sowie die Installation einer Treppe zur Verbindung mit dem darunterliegenden Geschoss. Noch aufwendiger ist es, eine Lukarne einzubauen oder das Dach anzuheben.

Auch beim Ausbau eines Kellers zu einem Zimmer kann der bauliche Aufwand beträchtlich sein: Eine Dämmung gegen Feuchtigkeit und Kälte gehört ebenso dazu wie der Einbau von Fenstern, was vor allem bei komplett unter dem Boden liegenden Kellern schnell teuer werden kann.

Zu den Kosten für den Ausbau der Räume kommen noch diejenigen für Anpassungen im Rest des Hauses: Alle Leitungen für Strom, Heizung sowie - falls ein Bad eingebaut wird - Wasser und Abwasser müssen verlängert werden. Das führt oft zu Beschädigungen in den vorhandenen Räumen, die ins Geld gehen. Je nach Baugesetz kann es zudem sein, dass die Baubehörde beim Überschreiten einer gewissen Höhe der Bausumme auch Massnahmen am restlichen Gebäude verlangt - etwa eine nachträgliche Isolation. Nicht vergessen darf man die langfristigen Kosten: In der Regel finanziert die Bank einen Grossteil des Ausbaus. Dafür muss man die Hypothek aufstocken, was wiederum das Budget während Jahrzehnten belastet. Ein Beispiel: Kostet der Ausbau des Estrichs 50 000 Franken, betragen die jährlichen Kosten für Hypothekarzins, Abschreibung und Unterhalt rund 3000 Franken - die monatliche Belastung erhöht sich so um 250 Franken.

«Analysieren, planen, bauen.»

Angesichts der beiden limitierenden Faktoren lohnt es sich, den Raumbedarf zuerst einmal gut zu analysieren: Wofür braucht man zusätzlichen Raum? Wie lange wird die zusätzliche Fläche benötigt? Gibt es Alternativen zur Schaffung neuer Räume?

Zeigt die Analyse, dass die Phase, in der die bestehenden Räume nicht genügen, nur kurz ist, sollte man preiswerte Alternativen prüfen. Etwa durch eine Unterteilung bestehender Räume, die man auch selber einbauen kann. Ebenfalls eine gute und bei relativ kurzer Dauer vergleichsweise preiswerte Möglichkeit ist das Zumieten von Räumen: So schafft ein externer Abstellraum mehr Platz im Haus. Oder ein älteres Kind zieht in eine Einliegerwohnung in der Nachbarschaft und macht sein Zimmer frei.

Ist der langfristige Bedarf für zusätzliche Räume gegeben, muss in einem zweiten Schritt die bauliche, baurechtliche und finanzielle Machbarkeit geprüft werden: Wo im Haus lässt sich am einfachsten zusätzlicher Wohnraum schaffen? Welchen Spielraum bietet das Baugesetz? Wie sieht der Kostenrahmen aus? In dieser Phase lohnt es sich, einen Architekten oder Bauherrenberater beizuziehen. Er kann die baulichen Potenziale aufzeigen, mit dem Bauamt klären, was rechtlich möglich ist, und die Kosten einschätzen. Diese Angaben wiederum sind die Basis, um bei der Bank eine Offerte für die Hypothekarerhöhung einzuholen.

«An die Nachbarn denken.»

Im dritten Schritt wird das Projekt konkretisiert und umgesetzt: Der Architekt zeichnet die Pläne für die Baueingabe - eine solche ist immer nötig, da es sich beim Ausbau von Estrich- oder Kellerräumen zu Wohnzwecken um eine Nutzungsänderung handelt. Zudem verändern die dafür meist nötigen neuen Fenster das Fassadenbild. Wie bei allen Bauvorhaben lohnt es sich, die Nachbarn vor der Baueingabe über die Ausbaupläne zu informieren. Dabei kann man eventuell kritische Punkte besprechen und einer möglichen Einsprache vorbeugen. Wenn die Finanzierung steht und die Baubewilligung vorliegt, können die Arbeiten starten, und ein paar Monate später ist der zusätzliche Platz bereit - wie im Beispiel von Familie Schönauer. Diese hat nicht nur den Keller zum Grafikatelier ausgebaut, sondern daran anschliessend unter dem Garten auch noch einen neuen, fensterlosen Raum erstellt, der die wegfallende Abstellfläche im ehemaligen Keller ersetzt.

Der Ausbau eines Estrichs oder eines Kellers verschlingt schnell einige zehntausend Franken.

«1 Keller ausbauen.»

Kellerräume, die zum Teil aus dem Erdreich ragen, lassen sich gut zu Wohn- oder Arbeitsräumen umnutzen. Indem man einen Lichtschacht einbaut, kann man genügend grosse Fenster realisieren. Auch das partielle Absenken des Gartens ist ein geeignetes Mittel.

«2 Keller erweitern.»

Zusätzliche Fläche für Wohnräume lässt sich auch durch eine Erweiterung des Kellergeschosses in den Garten hinein gewinnen. Die Fläche darüber dient dann zum Beispiel als Terrasse. Die Belichtung erfolgt analog zum Kellerausbau oder mit Oberlichtern.

«3 Estrichausbau.»

Reicht die Höhe aus, lässt sich ein Estrich gut zum Wohnraum umnutzen. Dachfenster oder eine Lukarne sorgen für ausreichend Licht, und eine gute Isolation gewährleistet ein angenehmes Wohnklima. Wenn die Höhe knapp ist, kann man auch eine Anhebung des Dachs prüfen.

«4 Lukarne.»

Wenn der Estrich bereits ausgebaut, aber der Raum eher eng ist, kann er durch den Einbau einer vorgefertigten Lukarne aus Holz rasch erweitert werden. Die Grösse der Lukarne ist aber meist durch das Baugesetz begrenzt - zum Beispiel auf einen Drittel der Dachlänge.

«5 Aufstockung.»

Wenn es das Baugesetz zulässt, ist die Aufstockung um ein weiteres Geschoss eine gute Möglichkeit, um mehr Fläche zu schaffen. So lässt sich etwa ein Ein- zum Zweifamilienhaus erweitern. Aus statischen Gründen erfolgt die Aufstockung meist mit leichten Holzelementen.

«6 Garagenumbau.»

Eine ins Haus integrierte Garage lässt sich gut zu Wohnraum umnutzen. Das gilt auch für frei stehende Garagengebäude. Wenn die Parkierungsfläche noch benötigt wird, ist das Aufstocken der Garage mit einem Wohngeschoss ebenfalls eine Alternative.

«7 Unterteilen.»

Mangelt es nicht an Wohnfläche, sondern an Räumen, können bestehende Zimmer mit Leichtbauwänden einfach unterteilt werden, zum Beispiel um zwei Kinderzimmer zu schaffen. Wichtig ist, dass jeder der beiden neuen Räume über ausreichend Fensterfläche verfügt.

«8 Anbau.»

Wenn langfristig mehr Raum benötigt wird und das Grundstück gross genug ist, kann man das Haus mit einem Anbau erweitern: Dafür eignen sich vorgefertigte Holzelemente oder ein Wintergarten. Mit Letzterem lässt sich vor allem der Wohn- und Essbereich vergrössern.

«9 Nebengebäude.»

Grössere Grundstücke bieten oft viel Ausbaureserve, etwa zum Aufstellen eines leichten, modernen Modulbaus aus Holz. Er eignet sich unter anderem als zeitgemässes "Stöckli" für die Grosseltern. Wenn man das Modul nicht mehr braucht, kann man es weiterverkaufen und abtransportieren.

«10 Wohnwagen.»

Wenn der Raum nur für begrenzte Zeit knapp ist, ist das Aufstellen eines Wohn- oder eines Zirkuswagens eine witzige Möglichkeit, Platz zu schaffen. Vorher sollte auf dem Bauamt aber abgeklärt werden, unter welchen Bedingungen und wie lange das Fahrzeug am Standort stehen darf.

\*Name geändert.

## Ausweitung der Wohnzone

Die Möglichkeiten, im Haus mehr Wohnraum zu schaffen, sind ausgereizt. Jetzt lohnt es sich, darüber nachzudenken, ob der Umschwung kreativ genutzt werden kann.

Text: Uesé Meyer.

Der Estrich ist bereits ausgebaut, eine Aufstockung des Hauses erlaubt das Baurecht nicht. Auch der Keller ist als zusätzlicher Wohnraum ungeeignet. Wer trotzdem seine Wohnfläche vergrössern möchte, muss den Fokus nach aussen richten, auf möglichst einfache Erweiterungen. Das können Anbauten oder sogar kleine Gebäude mit Abstand zum Haus sein.

Eine beliebte Lösung ist der angebaute Wintergarten. Hier gibt es drei mögliche Varianten: Die einfachste ist der unbeheizte Wintergarten, der vor allem im Spätfrühling und im Frühherbst als zusätzliche Wohnfläche dienen kann und je nach Baugesetz auch nicht zur sogenannten Ausnützung zählt (siehe "Erweiterung der Wohnfläche", Seite 26).

Länger bewohnt werden kann ein temperierter Wintergarten. Dessen Heizung ist so ausgelegt, dass sich die Temperatur um maximal zehn Grad nach oben korrigieren lässt. Diese Variante zählt zwar bereits zur Ausnützungsziffer, muss aber immerhin nicht die Wärmedämmvorschriften für Gebäude erfüllen. Bei der voll beheizten und auch im Winter nutzbaren Variante hingegen müssen Boden, Verglasung und Profile den aktuellsten Wärmedämmvorschriften entsprechen. Je nach gewählter Variante bewegen sich die Kosten für einen Wintergarten von rund 15 Quadratmetern Fläche zwischen 30 000 und 70 000 Franken.

«Ein Wohnwagen als Gästezimmer.»

Eine weitere Möglichkeit ist die Aufstockung der Garage. Gerade Häuser aus den sechziger und siebziger Jahren verfügen oft über eine einseitig ans Haus angebaute oder eine frei stehende Garage. Eine clevere Erweiterung dieser meist klotzigen Betonkuben trägt nicht nur zur Wohnraumerweiterung, sondern auch zur Verschönerung des Gesamtbilds bei. Das hat jedoch seinen Preis: Mit Kosten von 60 000 bis 100 000 Franken muss man rechnen. Wenn ausserdem die Statik der Garage verstärkt werden muss, wird es noch teurer.

Günstiger, ab zirka 15 000 Franken, geht es mit einem einfachen Wohnwagen, den man sich in den Garten stellt - als ausgelagertes Gästezimmer für den Sommer etwa. Auf Rädern gibt es sogar vollständig eingerichtete Kleinstwohnungen: beispielsweise den "Wohlwagen". Mit rund 23 Quadratmetern Fläche, ausziehbarem Erker, Küche, Bett, Tisch, Terrasse und Holzofen kostet er inklusive Wärmedämmung rund 60 000 Franken. Aber Achtung: Obwohl man diese Art der Wohnraumerweiterung einfach in den Garten fährt, unterliegt das Aufstellen eines Wohnwagens meist den üblichen Bauvorschriften. Zumindest sobald man ihn zu Wohnzwecken verwendet - und egal wie oft. Dann wird er zur Ausnützung dazugezählt, unterliegt den Wärmedämmvorschriften und muss über Anschlüsse an Stromnetz, Wasser und Kanalisation verfügen. Natürlich variieren auch hier die Regelungen von Gemeinde zu Gemeinde. Wenn man einen Wohnwagen weniger als zwei Monate auf dem gleichen Grundstück abstellt, sind die Auflagen weniger streng.

Genauso den Baugesetzen unterworfen ist übrigens das zum Aussenbüro oder Atelier umfunktionierte Gartenhaus. Denn egal wie man das Gebäude nennt: Für die Vorschriften entscheidend ist die Nutzung.

«Modulhäuser kommen beim Umzug mit.»

Eine weitere einfache und oft auch architektonisch ansprechende Lösung sind Modulhäuser. Diese stellt man sich in den Garten, sofern genügend Platz vorhanden ist. Sie werden in der Werkhalle des Herstellers vorfabriziert und per Kran in einem Tag aufgestellt. Meist lassen sich Grösse und Ausbaustandard individuell wählen. Beim Hersteller Schwörer Haus ist das kleinste Modul mit gut 20 Quadratmetern Fläche ab rund 50 000 Franken zu haben. Meist bewegen sich die Preise jedoch von 80 000 Franken aufwärts. Dazu kommen die Kosten für das Fundament und für sämtliche Anschlüsse.

Das Spezielle an solchen Modulhäusern: Wer seinen Wohnort wechselt, nimmt das Häuschen einfach mit, und wer es nicht mehr benötigt, kann es wieder verkaufen. Entsprechend ihrem zeitgemässen Äusseren haben diese vorgefertigten Gebäude auch moderne Namen: Bei der Firma Renggli heissen sie etwa "Vision:R1", SchwörerHaus nennt die Modulhäuser "Flying Spaces".

Früher waren sie zwar aufwendiger im Bau, dafür hat man sie aber einfach und einheitlich als "Stöckli" bezeichnet - das kleine Häuschen neben dem Haupthaus, wohin die Eltern einst umzogen, sobald sie den Bauernhof dem ältesten Sohn übergeben hatten.

«Links.»

www.smallhouse.ch.

www.oekowohnbox.ch.

www.kleinhaus.ch.

www.wohlwagen.de.

www.renggli-haus.ch.

www.schwoerer.ch.

«Modulhaus im Grünen: Ansprechende Architektur macht es zum Hingucker.

«Ob schlicht-modern, im schwedischen Stil oder auf Rädern: Zusätzlicher Wohnraum im Garten wertet das Zuhause auf.

«Praktische Idee: Mit einem solchen Anbau lassen sich Platzprobleme auf elegante Art lösen.

«Erweiterung der Wohnfläche: Die rechtlichen Hürden.»

Mehr als 140 000 Gesetzesartikel regeln in der Schweiz das Bau- und Planungswesen. Dem Föderalismus sei Dank: Beim Bund werden die Vorschriften im Raumplanungs- und im Umweltschutzgesetz geregelt, bei den Kantonen in Planungs- und Baugesetzen, bei den Gemeinden in Bauund Zonenordnungen, und schliesslich existieren an vielen Orten Quartieroder Gestaltungspläne. Kein Wunder, ist es für Laien unmöglich, die rechtliche Machbarkeit des eigenen Ausbauoder Erweiterungsprojekts selber einzuschätzen. Das sind die wichtigsten gesetzlichen Einschränkungen:

Grenz- und Gebäudeabstand: Diese definieren, wie nah ein Gebäude maximal an die Grundstücksgrenze gebaut werden darf beziehungsweise wie nah zwei Gebäude beieinanderstehen dürfen. Es gibt die Möglichkeit, diese Abstandsvorschriften zu umgehen - indem mit dem Grundeigentümer der Nachbarliegenschaft ein sogenanntes Näherbaurecht vereinbart und im Grundbuch eingetragen wird.

Geschosszahl und Wohnanteil: In der Bau- und Zonenordnung wird entweder die für die entsprechende Zone maximal zulässige Geschosszahl oder die maximale Gebäudehöhe geregelt. Gerade bei einem Dachausbau oder einer Aufstockung sind diese Vorschriften relevant. Auch wird in der Zonenordnung geregelt, wie hoch der maximale Anteil von Gewerbe- und Wohnraum in einem Gebiet sein darf. Das kann die Umnutzung von Gewerbefläche zu Wohnraum behindern.

Ausnützungs- oder Baumassenziffer: Damit regeln die Behörden, in welchem Verhältnis zueinander Grundstücksfläche und Wohnfläche beziehungsweise Bauvolumen stehen dürfen. Bei einer Ausnützungsziffer von 0,5 darf pro Quadratmeter Grundstücksfläche die Hälfte davon als Wohnfläche gebaut werden. Umfasst ein Grundstück 400 Quadratmeter, kann das Haus darauf also maximal 200 Quadratmeter Wohnfläche aufweisen. Die Ausnützungsziffern können von Quartier zu Quartier variieren. Es gibt ausserdem Gemeinden, die stattdessen die Grünflächenziffer anwenden. Diese gibt an, wie viel Fläche eines Grundstücks nicht bebaut werden darf - also "grün" bleiben muss. Wenn ein Grundstück bereits voll ausgenutzt ist, bedeutet dies aber noch nicht den Todesstoss für ein Ausbauprojekt. Hat ein Nachbargrundstück Reserven, kann man die fehlende Fläche in beidseitigem Einverständnis transferieren. Die Vorschriften für eine solche Ausnützungsübertragung regeln die Gemeinden unterschiedlich. Und es existiert auch keine Norm, ob man für einen solchen Übertrag zahlen soll - und wie viel. Das ist Verhandlungssache zwischen den beiden Grundstückseigentümern.

Dienstbarkeiten: Auch nachbarrechtliche Auflagen können ein Erweiterungsprojekt verunmöglichen. Diese sogenannten Dienstbarkeiten räumen Bewohnern eines Grundstücks Rechte an einem anderen Grundstück ein und sind jeweils im Grundbuch vermerkt. Eine Dienstbarkeit ist etwa das Wegrecht, das Nachbarn erlaubt, private Wege oder Zufahrten auf dem entsprechenden Grundstück mitzubenutzen. Wenn ein Anbau ans Haus einen solchen Weg eliminieren würde, müsste der Nachbar auf sein Wegrecht verzichten, sonst dürfte man den Anbau nicht realisieren. Dienstbarkeiten können ausserdem ein Näherbaurecht oder ein Durchleitungsrecht (Strom, Wasser oder Gas) sein.

Weitere mögliche Hürden sind Vorschriften wie Wald- oder Gewässerabstandslinien, Lärmschutz- und Brandschutzmassnahmen, die Mindestgrösse von Fenstern oder Auflagen zum Ortsbild- oder Denkmalschutz. Nur wenn ein Ausbauprojekt sämtlichen Vorschriften entspricht, wird es eine Bewilligung erhalten. Bei grösseren Anbau- oder Umbauvorhaben ist es oft sinnvoll, in Zusammenarbeit mit dem Architekten die Behörden erst einmal um einen Vorentscheid zu ersuchen, statt gleich ein aufwendiges Baugesuch einzureichen. Das kann einem Ärger und unnötige Ausgaben ersparen.

## Soziale Kontakte für Schwerhörige

So hilft SOS Beobachter.

Nadia Neumann\* ist seit ihrer Kindheit schwerhörig. Trotz Hörgerät kann sie die Laute nicht wie andere wahrnehmen. Wenn die Kollegen in der geschützten Werkstatt, in der sie seit Jahren arbeitet, in den Pausen vom Wochenende erzählen oder über Popgruppen reden, sitzt sie bloss da und klammert sich an ihrer Kaffeetasse fest. Ihr fällt es auch schwer, soziale Kontakte zu knüpfen. Deshalb wünscht sie sich Geselligkeit mit Menschen, die das gleiche Handicap haben wie sie. Zwar gibt es in der Schweiz einige wenige Zusammenkünfte für Gehörlose - doch für die Reisen zu den Treffen reicht Neumanns Geld nicht. SOS Beobachter ermöglicht Nadia Neumann die Teilnahme.DAVID KUNZ

«Spendemöglichkeiten.»

Postkonto 80-70-2.

IBAN CH84 0900 0000 8000 0070 2 (Empfänger: Stiftung SOS Beobachter, 8021 Zürich).

Infos über die Stiftung www.sosbeobachter.ch.

## Wir wollen unseren Enkel wiedersehen. Dürfen wir das?

Besuchsrecht.

Unser Sohn ist vor zwei Jahren verstorben. Zu unserem Enkel hatten wir eine innige Beziehung. Wir sehen ihn heute kaum noch. Seine Mutter schiebt Termine vor. Haben wir als Grosseltern ein Recht auf Kontakt?

Es kommt auf die Umstände an. Grosseltern haben unter gewissen Voraussetzungen ein Besuchsrecht zu ihren Enkeln. Massgeblich ist Artikel 274a ZGB, der besagt, dass bei Vorliegen ausserordentlicher Umstände auch Verwandten ein Besuchsrecht gewährt werden kann, "sofern dies dem Wohle des Kindes dient".

Ein aussergewöhnlicher Umstand liegt in der Regel vor, wenn ein Elternteil des Kindes verstorben ist.

Noch mehr als beim Besuchsrecht getrennt lebender Eltern steht bei der Beurteilung des Kontaktrechts zu den Grosseltern das Interesse des Kindes im Mittelpunkt. Das Kontaktrecht muss dem Kindeswohl dienen. Mit anderen Worten: Die Verweigerung des Kontakts müsste dem Kindeswohl abträglich sein.

Meist ist es nicht sinnvoll, wegen des Besuchsrechts gleich an die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) zu gelangen. Versuchen Sie, direkt mit Ihrer Schwiegertochter Besuche oder gemeinsame Unternehmungen zu vereinbaren. Oder schalten Sie eine Vertrauensperson ein, zum Beispiel die Gotte oder den Götti des Kindes.

«Gut in den Alltag des Kindes integrieren.»

Wie beim Besuchsrecht unter Eltern ist es auch hier wichtig, die Kontakte möglichst gut in den Alltag des Kindes zu integrieren. Ein Grosspapi-Grossmami-Mittagessen an einem Wochentag nach dem Schulunterricht, an dem die Grosseltern das Kind abholen und bringen, lässt sich für eine alleinerziehende Mutter oft besser einrichten als ein Termin am Wochenende.

Alexandra Gavriilidis Fachbereich Familie.

## Die Zahlung in die dritte Säule aufrunden?

Vorsorge.

Ich habe 7000 Franken auf mein Säule-3a-Konto überwiesen. In der Steuererklärung ziehe ich nur den zulässigen Betrag ab. Die Bank sagt, ich dürfe das nicht. Stimmt das?

Ja, das ist richtig. Der steuerlich abzugsberechtigte Betrag von 6768 Franken für 2015 ist gleichzeitig auch die maximal mögliche Einzahlung auf dem Konto. Banken und Versicherungen, die die gebundene Vorsorge der Säule 3a anbieten, dürfen keine höheren Beträge akzeptieren. Auch wenn es für Sie als betroffener Kunde kleinlich erscheint, können Sie nicht einmal einen Franken zu viel einzahlen.

Während es Institute gibt, die nur die Differenz zurückschicken, gibt es andere, die gleich den gesamten Betrag retournieren. Insbesondere bei Einzahlungen kurz vor Jahresende kann das problematisch sein. Wenn Sie die Rücksendung nicht bemerken, verpassen Sie allenfalls die Frist für die erneute Einzahlung und können im Folgejahr keinen Steuerabzug geltend machen. Kontrollieren Sie stets sofort, ob die Bank die Überweisung korrekt auf dem Vorsorgekonto gutgeschrieben hat. Nur so vermeiden Sie unliebsame Überraschungen.

Marcel Weigele Fachbereich Finanzen und Steuern.

## Wenn der Boss zum Kumpel wird

Duzen wird in Schweizer Unternehmen immer salonfähiger. Nun führt auch das EWZ den Duzzwang ein. Eine Kultur mit Fettnäpfchen.

TEXT: MARIO STAUBER.

Was sich siezt, das neckt sich, aber was sich duzt, das liebt sich. Das hat sich wohl die Geschäftsleitung des Elektrizitätswerks der Stadt Zürich (EWZ) gedacht - und deshalb im Juni die Höflichkeitsform im Unternehmen verboten. Auch Direktor Marcel Frei will nur noch geduzt werden. "Damit wird das Wirgefühl gestärkt", sagt Geschäftsleiterin Marie Avet, neu einfach Marie.

Duzen als Teil der Unternehmenskultur ist freilich nichts Neues. Bei der Swisscom duzt man sich seit mehreren Jahren. Auch bei Microsoft, Ikea und Sunrise nennt man sich leger beim Vornamen. "Flachere Hierarchien und der Wunsch, den Teamgedanken zu fördern, haben in hiesigen Unternehmen weit verbreitet zur Du-Anrede geführt", sagt Knigge-Experte Christoph Stokar. Im englischen Sprachraum ist ein Unterschied zwischen "Sie" und "du" ohnehin unbekannt; man sagt "you", egal, ob Kollege oder Chef.

Unklar ist noch, wie sich die Regelung beim EWZ auswirkt, wenn Direktor Marcel Frei zu Marcel oder gar "Mäse" wird und sein Sekretär, nennen wir ihn mal Peter Müller, zu Peter oder "Pesche".

«Eine schlanke Kommunikation.»

Muss Pesche in Zukunft wohl auch mal länger im Büro bleiben, weil er Kumpel Mäse gegenüber nicht Nein sagen kann? Oder wird es Pesche bei künftigen Spannungen im Chefbüro etwas leichterfallen, seinen Frust auf den Vorgesetzten in Worte zu fassen? Ein "Was gibts zu motzen, Mäse?" flutscht nun einfach besser über die Lippen als "Mit Verlaub, geschätzter Herr Direktor, ich bin aufgebracht über Ihre Äusserungen bezüglich meiner Arbeit, werde diese aber dennoch akzeptieren".

Rein betriebswirtschaftlich gesehen, steckt in der neuen Duzkultur beim EWZ beträchtliches Sparpotenzial. Wer täglich 20-mal "Würdsch du" statt "Würded Sie" sagt, verwendet in 20 Jahren über 100 000 Silben weniger. Bei 1200 EWZ-Angestellten wären das 24 000 Silben täglich oder rund 6,5 Millionen jährlich.

Angenommen also, man benötigt für ein "Würdsch du" eine halbe Sekunde weniger als für ein "Würded Sie", dann wären das rund 112 Arbeitstage, die das EWZ jährlich einsparen könnte. Damit würde das Unternehmen rund 50 Stellenprozente pro Jahr einsparen, also eine fünfstellige Summe.

Spätestens bei einer schwachen Wirtschaftslage dürfte sich das Elektrizitätswerk Zürich wohl wieder auf seine Tradition besinnen. Direktor Mäse mag Sekretär Pesche zwar kurz vor der Mittagspause noch freundschaftlich duzen, doch der Ton des Schreibens, das danach auf Müllers Pult liegt, dürfte um einiges förmlicher sein: "Danke für Ihren Einsatz, geschätzter Herr Müller. Aus wirtschaftlichen Gründen müssen wir Ihnen leider mitteilen, dass ".

«"NZZ", 10. August 2015.

«"Duzis" mit dem Chef: cool oder künstlich?

## "Isch do no frei?"

Pendler.

Zürich Hardbrücke. 18.36 Uhr. Die Sonne brennt. Schon jetzt freue ich mich auf die Lektüre: das Strassenmagazin "Surprise", dessen Verkäufer mich um den 18-Uhr-Zug gebracht hat. Immerhin: sechs Franken, gut investiert in ein Magazin, das für diejenigen schreibt, die es sich nicht leisten können. Tolle Geschichten, ehrlicher Journalismus. Eigentlich wie der Beobachter, nur mit philantropischem Geschäftsmodell und weniger Inhalt. Stauber - Karma 1:0.

Die Tür des Zugs nach Zug öffnet sich unter Zischen. Ich zwänge mich in die bis zum Bersten gefüllte S-Bahn. Indische Verhältnisse. SBB, zweite Klasse.

"Isch do no frei?" Eine Migros-Tasche liegt sorgfältig arrangiert auf dem Fensterplatz. Sind schliesslich frische Erdbeeren drin. Erdbeeren sollten sitzen dürfen. Ja und Erdbeeren sollten auch einen Fensterplatz haben. Stehen können sie ja nicht, so wie ich, der anständig bleibt und weiter durch die Masse zirkelt. Nächster Halt, Thalwil.

"Isch do no frei?" Teenager pult Stöpsel aus dem Ohr: "Hä?" Ich kann gerade noch auf die freie Sitzfläche zeigen, als mich die anrollende Minibar abdrängt. Indische Verhältnisse auch auf der anderen Seite des Ganges. Der Teenager hat derweil wieder seine Musikzapfen zurück in seine Öhrchen reingedreht. Neben ihm sitzt neu ein weiterer akustisch Isolierter, der sich während meines Ausweichmanövers den freien Sitzplatz geschnappt hat. Ihn bestrafe ich mit scharfem Blick, verschränke die Arme und verharre im Protest, bis der Tunnel mein Räuspern verschluckt. Ich drängle weiter.

Ein Kondukteur im Stechschritt durchkreuzt meine Pläne. Er will mein Abo sehen. Ich zeige ihm die unhaltbaren Umstände. Er will noch immer mein Abo sehen. Ich knurre was von Viehtransport. Er mault zurück, ich hätte schliesslich keinen Anspruch auf einen Sitzplatz. Ich winsle und gehe einen Waggon weiter.

«Shiva erhört meine Stossgebete.»

"Isch do no frei?" Kopfschütteln. Ich setze mich hin. Kopfschütteln. Ich stehe wieder auf. Ein Abteil weiter setze ich mich hin, ohne zu fragen. Ein gelackter Herr stolziert erleichtert aus Richtung Toilette und nickt vorwurfsvoll gestikulierend. Ich nicke erbost zurück. Er zeigt auf seine Blase. Mitleidig stehe ich auf, weil ich finde, dass ein so grosses Ego auch eine grosse Blase verdient hätte. Da dämmert es mir. Meine Tasche liegt im ersten Waggon! Ich muss zurück.

Die Tasche ist natürlich weg. Alles Kleptomanen hier! Im Affekt stelle ich einen Fuss in die Glastür. Sollen sie doch im Durchzug erfrieren, diese Zweitklässler! Dabei steht meine Tasche im Büro. Stauber - Karma 1:1.

Ich werde müde, doch inmitten der indischen Verhältnisse erhört Shiva endlich meine Stossgebete. Neben dem Hartschalenkoffer auf der Gepäckablage ist ein Stahlröhrchen frei geworden. Daran drücke ich meinen erschlafften Hintern. Welch göttliche zwei Minuten, bis der Koffer in Baar aussteigen und ich den Weg freigeben muss. Einer geht, zwei neue steigen zu. Dann benutze ich eben die Toilette. "Sorry, chan ich mol dore?" "Nei, es isch bsetzt!" Endstation, Bahnhof Zug. Alles aussteigen, bitte.

Die neugewonnene Freiheit lässt nicht zu, dass ich jetzt aussteige. Ein Viererabteil nur für mich allein. Wieder zurück nach Baar, wo später Busse nach Zug fahren. "Isch do no frei?" - "Klar, sehr gern, nämet Sie doch Platz." - "Danke, sehr nett." - "Wänd Sie mis Surprise, tolli Gschichte drin, neuwertig, schenk ich Ihne, muess äbe in Baar scho use." Stauber - Karma: 2:1.

«Isch do no frei?